

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Belehrende und unterhaltende Geschichten

[urn:nbn:de:bsz:31-339770](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339770)

Zum Neujahr 1854.

Ein Menschenwunsch ist eben nichts,
Wenn er wird grundlos ausgesprochen.
Mit Gott allein, dem Herrn des Lichts,
Sei dieser Morgen angebrochen!

In seine Hut befehlen wir
Den Thron und auch die kleinste Hütte,
Und wünschen, lieber Leser, Dir,
Daß Dich des Glückes Horn beschütte.

Der Landmann danke seinem Pflug —
Das ist ein unschätzbare Eisen —
Der reichsten Erntefrucht genug,
Und möge stets sich glücklich preisen!

Der edle Bürger, welcher schafft
Daß froher Handel üppig blühe,
Dem werde nicht gelähmte Kraft,
Und stete Freude nach der Mühe!

Wer in Gewerben achtungswerth
Die Hände regt zu Stoß und Schläge,
Dem sei es wohl an seinem Herd
Und kühle nach dem heißen Tage!

Doch nicht des Leibes Wohl ist Ziel
Und letzter Zweck im Erdtreiben,
Wenn uns es noch so wohlgefiehl,
Wir dürfen nicht hienieden bleiben.

Drum senk', o Herr, in jede Brust
Die Sehnsucht nach dem heil'gen Lande,
Den Glaubensmuth, die Hoffnungslust,
Und stolzes Fliehen vor dem Lande.

Gib milden Strahl dem Kerkerraum,
Wo manche Schuld wird abgehüet,
Und sende holder Freiheit Traum,
Der ungemessnes Leid versüßet.

Dem Kranken mische Stärkungssaft,
Bekanntes Seelen werd' Erkennung!
Und was da leidet, dem gib Kraft
In deines Namens glaub'ger Nennung!

So tritt, o Welt, in's neue Jahr,
Noch lebt der alte Weltenhüter,
Hoch flammt des Christenthums Altar,
Und um ihn steht die Schaar der Brüder!

Belehrende und unterhaltende Geschichten.

Wie entstand die jetzige Oberfläche der Erde?

Daß die alte Welt tief unter unsern Füßen liegt, und daß wir jetzt auf dem Boden einer neuern, bessern, aus dem Grabe der vorigen hervorgegangenen Welt wandeln, wird wohl Niemand mehr bezweifeln, der mit dem Innern der Erde bekannt ist, und die Erzeugnisse und Geschöpfe kennt, die aus dem Schooße derselben hervorgezogen werden. Aber es fragt sich nun: wie gestaltete sich die neue Welt aus der alten, und wie entstand die jetzige neue Oberfläche der Erde? Was für ein großes Ereigniß war es, das diese Verwandlung bewirkte und wodurch die Thiere und Pflanzen der Urwelt so tief unter dem Erdboden vergraben wurden?

Man muß erwägen, was das Meer, wenn es austritt, für Gewalt übt, und daß dieses nicht etwa nur einmal, sondern oft und mehrmalen geschehen ist, um das feste Land unter Wasser zu setzen. Bei jeder Ueberschwemmung hat es aber Schichten von Thon, Lehm, Mergel, Sand und andere unfruchtbare Erdarten auf-

geseht und zurückgelassen; stand es gar Jahrtausende über dem festen Lande, so ließ es Letten, Kalk, Gyps und andere Erdarten fallen und erzeugte ganze Flößgebirge. Daß die Oberfläche der Erde von mehrfachen Fluthen und Ueberströmungen des Meeres und seinem Nachlasse herrühre, sieht man deutlich genug an den verschiedenen Lagen und Schichten derselben, welche über einander herliegen und ganz regelmäßig gebildet sind. Zwar liegen oft schwerere Schichten über leichtern her; aber das kommt daher, weil die Produkte, welche das Meer mit sich führte, verschiedener Art, bald schwerer, bald leichter waren, wie es die Umstände brachten.

Zwar sind auch diese regelmäßigen Schichten hier und da durch einander gemischt und es zeigt sich darin einige Unordnung und Verwirrung. Aber das ist durch neue, spätere Fluthen und Strömungen, durch Erdbeben, Erdfälle und Vulkane bewirkt worden, und thut der Wahrheit keinen Eintrag. Die letzte Decke der Erde besteht aber offenbar aus aufgeschwemmtem Land, oder der jetzigen schwarzen Dammerde, welche sich aus jenen Erdschichten, durch Vermischung und Verwesung von vegetabilischen und thierischen Körpern

verbessert und gebildet hat. Brauchen wir also zur Aufstärkung von fremden Weltmassen unsere Zuflucht zu nehmen, um uns die Erzeugung der jetzigen Oberfläche der Erde und die anscheinend herrschende Unordnung und Verwirrung derselben zu erklären?

Dennoch trifft man, im Ganzen genommen, auf der Oberfläche der Erde eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit in Ansehung ihrer Ausbildung an, die nicht zu verkennen ist. Die Unter- oder Grundlage bilden die Ur- und Granitgebirge, welche sich als eine harte und dichte Kruste um den Erdboden angelegt haben. Sie sind ein Niederschlag des Wassers, wenn auch das Feuer oder die Hitze zur Krystallisation und Bildung derselben das Ihre beigetragen haben mögen. An die Urgebirge haben sich in der Folge die Uebergangsgebirge angelegt, welche das Meer gleichfalls, aber nicht in einem ruhigen und stillen, sondern in einem sehr stürmischen und unruhigen Zustande aufgehäuft haben muß. Sie bedecken gewöhnlich die Urgebirge, werden aber nie von ihnen bedeckt, oder es müßte von einer spätern Urgebirgs-Formation geschehen sein. Die dritte Art von Bergen sind die Stöbgebirge, welche in ältere und neuere eingetheilt werden, weil sie zu verschiedenen Zeiten entstanden sind. Sie sind gleichfalls, wie der Augenschein lehrt, vom Meere erzeugt und unter dem Wasser. Die vierte Art von Bergen sind endlich die sogenannten Schutgebirge, oder das aufgeschwemmte Land, welches die oberste Erdrinde ausmacht, und welches die Fluthen des Meeres zuletzt herbeigeführt und zurückgelassen haben. Diese vier Schichten oder Erdoberflächen sind, im Ganzen genommen, ganz regelmäßig und ordentlich, wenn sie gleich oft mit einander abwechseln. Die Unordnung aber, welche sich hier und da in der Erdrinde findet, rührt offenbar von dem unterirdischen Feuer und den Vulkanen, oder von andern Ereignissen her, welche den ruhigen und mäßigen Gang der Natur störten und unterbrachen oder vielmehr ihre Zwecke beförderten. — Die Vulkane spielten von jeher, und ehemals noch mehr als jetzt, eine große Rolle auf der Erde und dem Welttheater. — Sie sprengten die älteste Erdrinde, hoben die Urgebirge, welche jene bildeten, hoch empor, verursachten Ritzen und Spalten in dem festen Gewölbe der Erde, bildeten große Höhlen und Wölbungen, erzeugten gewaltige Krater und tiefe Abgründe, warfen ihre Erzeugnisse weit und breit umher, bedeckten die umliegende Gegend mit Laven und Asche, veranlaßten oft gar Luft- und Schlamm-Eruptionen und dergleichen mehr. Das Uebrige thaten Erdbeben, Erdfälle, Bergstürze und Ueberschwemmungen des Meeres,

welche mit Erdbeben verbunden zu sein pflegen, oder die Fluthen wilder Waldströme. Indessen, so groß auch die Unordnung und Verwirrung ist, welche durch alle diese Revolutionen angerichtet wurde, so konnte doch die Ordnung und der regelmäßige Gang der Natur dadurch nicht ganz aufgehoben werden. Die feuer spielenden Berge machen gleichsam die Oppositionspartei der Natur aus, die im Ganzen genommen, auch ihren großen Nutzen hat. — Die Vulkane hatten die große und wichtige Bestimmung bei der Bildung der Erde, daß sie Gebirgsketten erzeugen und hohe Bergrücken bilden mußten, um die Erde bewohnbar, fruchtbar und zu einem Aufenthalt von Thieren und Menschen zu machen. Auf und an ihnen entspringen die Quellen, Bäche und Flüsse, die aus den Wolken entstehen, die sich auf den Gebirgen niederlassen, und ohne deren Bewässerung keine Fruchtbarkeit der Erde möglich wäre. Die Berge, wenn sie auch noch so wild und unordentlich durch einander und über einander herliegen, zeugen also von keiner zufälligen Begebenheit oder von einer Unordnung und Zerstörung in der Natur. Sie waren vielmehr nothwendig und die größte Wohlthat für unsern Erdboden. Die Vulkane gehören mit ihren geheimen Wirkungen und Ausbrüchen zur Tagesordnung, wodurch die Ausbildung der Erde hauptsächlich bewirkt wurde und noch immer bewirkt wird. Sie gewinnen dem Meere das Land ab.

Einiges über Auswanderung.

Unter dieser Ueberschrift theilte der Wanderer schon in dem 1852r Kalender einige Fingerzeige mit, wie man am besten nach Nordamerika gelangen kann, und was der Auswanderer dort zu erwarten haben dürfte. Er will hierüber nichts weiter sagen, denn wer Gelegenheit hat, mit Auswanderern zusammenzutreffen, (und das ist ja nichts seltenes) wird leicht Veranlassung zu der Bemerkung finden, daß sie in Amerika oft mehr als in der engern Heimath zu Hause sind, welche sie verlassen. Laufen auch bisweilen noch Irrthümer mitunter, so sind doch die überschwenglichen Hoffnungen jetzt so ziemlich auf ihr richtiges Maß zurückgeführt, und es gibt so viele zuverlässige und werthvolle Berichte, daß Jeder, welcher sich täuschen läßt, dies mit offenen Augen thut. Selbst Kalifornien ist kein unbekanntes Land mehr und nachdem die ersten in das goldene Zeitalter mahlenden Nachrichten ihre Wirkung gethan haben, indem sie dem Lande eine höchst bedeutende Bevölkerung zuführten, können wir dasselbe ruhig seiner natürlichen Entwicklung überlassen. Daß dieselbe eine sehr beschleunigte sein wird,

unterliegt jetzt keinen Zweifel mehr, da sich der Goldreichtum dieses Landes täglich mehr zu Tage legt und über die Trefflichkeit seines Klimas und die Fruchtbarkeit seines Bodens nur eine Stimme herrscht. — Schrecklich wurde indeß dieses goldgesegnete Land im vorigen Frühjahr durch Ueberschwemmung heimgesucht. Das Sacramento-Thal und alle übrigen Flußthäler wurden in einen See verwandelt. Viele Goldgräber sind Hungers gestorben, da der grundlose Schnee sie von allen Städten oder andern Menschenwohnungen abschchnitt. Zelte, Hütten und Blockhäuser wurden von den Lawinen zertrümmert, und die Flüchtlinge mußten sich Höhlen in den Bergwänden suchen oder graben. — Zugleich hausten Fieber und andere Krankheiten fürchterlich. — In neuerer Zeit ist nun Australien das Land, wohin die Augen der Auswanderer gerichtet sind, und namentlich ist Neusüdwales das neue Eldorado, wo in dem Bezirke von Bathurst neue Goldlager entdeckt und die ganze Bevölkerung in einen durch Staunen, Freude, Habgier und Befürchtungen wahrhaft fieberhaft aufgeregten Zustand versetzt wurde. Fast die ganze Bevölkerung strömte diesem gelobten Lande zu. Die Stadt Bathurst selbst war wie ausgestorben. Die Matrosen verließen die Schiffe im Hafen von Sidney, es bildeten sich in den Küstenorten, z. B. Melbourne, ganze Züge von Goldgräbern, und es wiederholten sich alle die Scenen, welche schon in Kalifornien abgepielt worden waren. Hargreaves ist der Name des glücklichen Entdeckers. Vor 16 Jahren bereiste derselbe zum ersten Male die Kolonie, und bei einem kürzlichen Aufenthalte in Kalifornien soll er die geologische Bildung dieses Landes so übereinstimmend mit der von Neusüdwales gefunden haben, daß er deshalb zurückkehrte. Seit Anfang des Jahres 1851 begann er, auf die in Kalifornien gesammelten Erfahrungen und Beobachtungen gestützt, das Land in einem Umfange von 300 engl. Meilen zu durchforschen und sah endlich, etwa 60 Meilen von Sidney entfernt, seine Hoffnungen verwirklicht. Es fand sich das Gold bald als Staub vor, bald in kleinern und größern Klumpen, und schon die erste Ausbeute wurde fast zu 20,000 Pfd. Sterling geschätzt, ja bis zum 19. Aug. 1851 wurden schon 28,000 Pfd. Sterl. aus Sidney nach England verschifft und der erste in Australien aufgefundene Goldklumpen war zugleich der größte, den man je in der Welt aufgefunden. Er wiegt 106 Pfund. Die Daphniten blieben jedoch nicht der Hauptfammelplatz der Goldgräber, obgleich dort noch immer viele beschäftigt sind. Die Ufer des Luron, der 35 englische Meilen nordwestlich von Bathurst in den Macquarrie fällt,

sind von nicht minder zahlreichen Goldgräbern eingenommen. Der am meisten versprechende Fleck ist jedoch unstreitig Fredericks-Wale an der gegenüber liegenden oder westlichen Seite des Macquarrie, wo alles Land Privateigenthum und die Bevölkerung ziemlich beträchtlich ist. Auch gegen Süden entdeckte man reiche Lager an den Ufern des Abercrombie-Flusses, zwischen Bathurst und Goulbourn, den beiden Hauptorten im Binnenlande, von jenen 60 engl. Meilen entfernt. Auch diese Minen hat Hargreaves entdeckt. Außerdem entdeckte man noch in der Nähe der Seeküste Goldminen, 150 engl. Meilen südlich von Sidney an den Ufern des Flusses Murrumbidgee. Die Port Phillip-Kolonie hat ebenfalls ihre Goldminen und zwar 40 engl. Meilen nordwestlich von Melbourne, aber sie scheinen nicht sehr ergiebig zu sein, da sie nur 35 Schill., etwa 10 Thlr. auf den Kopf, die Woche eintragen sollen. Im Durchschnitt verdienen die Goldgräber in Australien 7 Thlr. täglich; Lebensmittel waren aber noch vor kurzem so wohlfeil, daß ein Mann dort sehr bequem mit 9 bis 10 Schilling die Woche leben konnte. Das australische Gold wird auf 28 Thlr. die Unze geschätzt und ist von derselben Gediegenheit wie das kalifornische. Besonders hoch wird der Ertrag der Minen von Geelong gehalten. Man gibt den täglichen Goldgewinn daselbst zu 42,000 Thlr. an. Die Zahl der erhaltenen Erlaubnißscheine für Goldgräber mehrt sich Tag für Tag. Das größte Goldkorn, was man daselbst fand, wog acht Unzen. Die Goldkörner und Blätter sind hier gleichförmiger an Größe als das Sidneygold. Im Oktober v. J. kehrte eine Goldgräbergesellschaft von Geelong zurück; jeder hatte etwa 60 Unzen gefunden.

Die Entdeckung so ungeheurer Massen Goldes ist für England von großer Wichtigkeit und wird auch auf die Auswanderung Einfluß ausüben. Uebrigens hat man allen Grund, zu vermuthen, daß auch die Creeks und Flüsse meilenweit in der Runde ebenfalls goldhaltig sind, und noch hat man keine Veranlassungen getroffen, um in eine größere Tiefe einzudringen, wo man sicher auf noch größere Ausbeute rechnen darf.

Bei alledem würde der sich aber täuschen, welcher dort in irgend einer Anstiedelung die Genüsse suchen wollte, die das europäische Leben auch den Minderbegüterten gewährt. Es ist ein Leben auf Hoffnung, welches dort die Besten führen, den Kindern und Enkeln gelten die Anstrengungen, welche die Anstiedler machen.

Die
alle
den,
die
Zuch
Ausbe
Unbar
sie in
hafte
dann
stülche
Jahre
einmim
hervor
Etern
auf die
brecher
hat in
unentl
Tiefe
mit
Da
jähre,
nicht
Wimm
ich
im
die
wild
ob
bete;
daß
genug,
auch
darma
häu
Gren
Weg
steng,
jamm
hätte,
vor
Schau
wie
Sol
kein
und

Nomming.

Ein Spiegel für Eltern und Kinder.

Das Sprichwort: Jung gewohnt, Alt gethan, sollte alle Tage den Eltern und den Kindern zugerufen werden, damit sie eben alle Tage daran gedächten, nämlich die Eltern, daß sie bei ihren Kindern mit strenger Zucht und Vermahnung zum Herrn alle Tage die Ausbrüche der Wildheit, Rohheit, Unordnung und Unbarmherzigkeit unterdrückten, und den Kindern, daß sie inne würden, wie doch so leicht eine üble und sündhafte Angewöhnung sich in ihrer Seele einnistet, und dann nicht nur für das ganze Leben sich befestigt, zum stülpischen Verderben derselben, sondern auch mit den Jahren noch wächst und immer mehr die ganze Seele einnimmt und beherrscht. O, wie viel Unheil gehet hervor aus der Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit der Eltern gegen ihre Kinder! Wie Mancher ist dadurch auf die Wege des Verderbens gerathen und als Verbrecher unter dem Beile des Henkers gestorben oder hat in Ketten und Banden ein Leben geführt, das unendlich schlimmer war, als der Tod, oder ist in eine Tiefe des Jammers und des Elends gerathen, die uns mit Schrecken und Entsetzen erfüllt.

Ich will Euch da eine Geschichte zur Warnung erzählen, und Gott bitten, daß ich sie nicht unisonst möge erzählt haben!

Nomming, hieß der unglückselige Mensch, von dem ich reden will. Er war der Sohn eines Bierbrauers im nördlichen Deutschland. Seine Eltern beglengen die schwere Sünde, ihn aufwachsen zu lassen, wie einen wilden Wurzeltrieb. Sie kümmerten sich wenig darum ob sein Herz fromm und gut werde; ob er zu Gott bete; ob er die Kirche besuche. Nur darauf hielten sie, daß er in die Schule gehe. Damit aber war's ihnen genug, daß er mit seinen Büchern fortgehe. Ob er auch wirklich in die Schule gehe, etwas Rechtes lerne, darnach fragten sie gar nicht. So kam's denn gar häufig, daß er neben die Schule gieng, in Wald und Hecken herumstreifte und dort die Nester der armen Vögel zerstörte, die Jungen grausam mordete, Käfer steng, ihnen Flügel und Beine ausris und sie dann jämmerlich sterben ließ; daß er Würmer in Stücke hakte, Vögel lebendig annagelte und so sterben ließ vor Hunger, Durst und Schmerzen, und dergleichen Schandthaten mehr, die es klar an den Tag legten, wie grausam und verwildert sein Herz war.

Solche Thierquälerei übte er alle Tage. Er konnte kein Thier sehen, ohne darnach zu werfen. Ueber Hunde und Katzen goß oft der Unmensch stehendes Wasser,

und jemehr die gequälten Geschöpfe jammerten, desto mehr lachte der Unmensch.

Zu spät erst wollten seine Eltern, als sie seine Gottlosigkeit inne wurden, auf ihn einwirken. Der Unhold ließ es nicht mehr; und was er an Thieren geübt, das that er auch an Menschen. Als Jüngling wurde er ein Händel- und Streitsucher, ein Ergrauer und Schläger. Zwar wurde er mehrmals für schwere Mißhandlungen, die er Andern beibrachte, gerichtlich gestraft; aber das hielt ihn nicht ab, wieder, sobald sich Gelegenheit darbot, dasselbe zu thun. Selbst seine alten Eltern wagten es nicht, etwas gegen seinen Willen zu sagen oder zu thun, weil sie eben fürchten mußten, daß er das sanfte Gebot auf frevelhafte Weise verlege.

Einst geschah es, daß er im Brauhause beim Maischen seine Mühe in die Bierbütte fallen ließ, die voll stehender Maische war. Er wollte sie wieder erfassen, allein — er verlor das Gleichgewicht und stürzte in die kochende Maische; doch behielt er noch so viel Geistesgegenwart und Kraft, daß er sich mit den Händen an dem Rande der Bütte festhalten konnte. Auf seinen jammervollen Hilferuf wurde er zwar herausgezogen, aber seine Beine waren bis über die Kniee herauf der Art verbrannt, daß die schnell herbeigerufenen Aerzte einmüthig erklärten, wenn nicht schnell beide Beine abgenommen würden, müsse er elendiglich sterben.

Unbeschreiblich waren dabei seine Schmerzen. Weithin hallte sein Klagegeschrei. Die Abnahme der Beine gieng indeß glücklich vorüber; aber Nomming war nun der unglücklichste Mensch. Nur auf einem kleinen Wagen, darauf er festgeschnallt wurde, konnte er sich kümmerlich fortbewegen, und Treppen auf oder ab mußte er stets getragen werden. Dabei litt er, als er selbst die qualvolle Heilung überstanden, stets, und besonders wenn sich die Witterung änderte, entsetzliche Schmerzen. Da fielen ihm denn alle die Sünden, alle die Qualen ein, die er den Geschöpfen Gottes zugesügte.

Jetzt fühl' ich an mir selbst, rief er oft verzweifelnd aus, die vollste Qual, die ich den armen Thieren grausam bereitet habe! Wär' ich ein Dieb, ein Ehrensünder oder irgend ein anderer Verbrecher, ich könnte jetzt meine Verbrechen wieder gut machen, indem ich Alles erstattete; aber nun muß ich als gerechte und wohlverdiente Strafe Gottes an meinem eignen Leib erleiden, was die armen Geschöpfe erduldeten, die ich ohne Barmherzigkeit gequält habe und kann's nicht wieder gut machen. Ach, wo soll ich Ruhe finden in meinem Gewissen, das mir alle Tage meine Sünden und Gräuelporhält? O Gott, o Gott, erbarme dich meiner, der ich doch ohne Erbarmen war!

So jammerte er und fand keinen Frieden. Jedem erzählte er seine Verfündigungen, und bat ihn um Gotteswillen, ein warnend Beispiel an ihm zu nehmen. Waren es Väter oder Mütter, so redete er ihnen ins Gewissen, auf ihre Kinder zu achten; aber bekam er Kinder zu Gesichte, so rief er sie zu sich, warnte, bat und beschwor sie, schonend gegen die armen Thiere zu sein und nicht des Spruches aus dem Worte Gottes zu vergessen: daß der Gerechte sich auch der Thiere erbarme. Er stellte dann sein Elend als verdiente Strafe Gottes dar.

Da ist denn gewiß sein Wort ein Saatkorn des Guten geworden. Möge es auch diese Erzählung seines Schicksals werden!

Wichtige Erfindung im Telegraphenwesen.

Der elektro-magnetische Telegraph tritt in eine neue Bahn seiner Entwicklung ein; und Amerika ist es, das triumphirend „mein ist die Erfindung“ ausrufen darf. So großartig als wissenschaftliche Erfindung der elektro-magnetische Telegraph schon war, und so werthvoll auch seine bisherigen Dienste waren, blieb seine Anwendbarkeit doch im Ganzen ziemlich beschränkt; er reichte nur für Staatszwecke und den Dienst der höheren Weltmächte aus, ohne zum eigentlichen Volksgute werden zu können — und erst dadurch, daß eine geistige Errungenschaft die große Masse und ihre Interessen hebt und fördert, gewinnt sie für unser Jahrhundert, als gesellschaftlicher Hebel, ihren höchsten Werth. Der Mangel beim Telegraphiren lag bisher in der Langsamkeit der Operation. So schnell sie auch ein gegebenes Zeichen, eben als Blitzschlag, bis in die größte Entfernung fortpflanzte, war doch die Aufeinanderfolge der Zeichen keineswegs so schnell; auch war zur Mittheilung eine sehr große Anzahl nöthig. Die Mittheilung von hundert Wörtern erforderte fünfzehn Minuten, und für Rückfrage wegen mißverständener Zeichen waren gewöhnlich noch fünf Minuten nöthig. Die Votschaften häufen sich aber zu gewissen Tagesstunden. Wenn also nach dem Börsenschluß z. B. aus einer großen Hauptstadt nach der anderen 36 Votschaften in jeder Richtung aufgegeben wurden, so mußten die Beamten 24 Stunden ununterbrochen mit einem Drahte an deren Beförderung arbeiten, und die zuletzt an die Reihe kommende Mittheilung mußte 24 Stunden liegen bleiben, so daß in vielen Fällen ein Brief mit der Eisenbahn rascher ankäme. Dies Alles machte nicht nur die Benützung

des Telegraphen sehr kostspielig, sondern raubte den eigentlichsten Vortheil desselben, nämlich die Sicherheit, daß eine Nachricht zur bestimmten Minute den bezeichneten Ort erreiche. Kurz, der Nutzen der Telegraphen blieb ein sehr beschränkter, so lange es nicht gelungen war, ein viel rascher wirkendes System als die langsame Mittheilung eines Buchstaben nach dem andern zu erfinden.

Diese Erfindung ist nun gemacht und zwar so vollständig, daß man im Stande ist 20,000 Wörter, etwa so viel als den ganzen Inhalt einer großen Zeitung, in 10 Minuten zu telegraphiren, und zwar rein mechanisch, ohne Mitwirkung eines Beamten, ohne Nothwendigkeit der Entzifferung, ohne Möglichkeit eines Fehlers! Dieses Wunder ist bewirkt worden durch Verbindung des elektro-magnetischen Telegraphen mit der eben so wunderbaren Erfindung der Photographie, welche jetzt ihre wahre praktische Bedeutung erlangt, indem sie nicht bloß die Gesichter der Menschen in der Nähe, sondern ihre Gedanken aus weiterster Ferne fixiren läßt. Es wird durch die neueste Erfindung die photographische Abbildung eines Schriftstücks oder gedruckten Blattes in unglücklich kurzer Zeit durch den Telegraphen hervorgebracht. Das Verfahren ist einfach wie folgt: Um die Walze wird ein, ähnlich wie zum Photographiren, chemisch präparirtes Papier gelegt, welches von der Spitze des Leitungsdrahtes berührt und durch den elektrischen Strom an dem Berührungspunkte augenblicklich schwarz gefärbt wird. Die Walze dreht sich und rückt mit jeder Umdrehung um den fünfzigsten Theil eines Zolls zur Seite, so daß ein Zeitungsbogen von 26 Zoll Breite in 1300 Umdrehungen ganz mit fein schraffirten Linien auf einer Seite bedeckt ward. Bewirkt man nun Unterbrechungen des Stroms, so entstehen Lücken in den Linien, welche eine weiße Schrift auf schraffirtem Grunde, wie man es bei Kupferstich häufig sieht, bilden. Um Dies zu erreichen, hat man am andern Ende des Drahts, also am Orte, von wo die Mittheilung ausgeht, eine ganz gleiche und gleich sich bewegende Walze. Auf diese legt man ein Papier, worauf die Depesche mit firnißhaltiger Schwärze geschrieben oder gedruckt ist. Die Spitze des Telegraphendrahts ruht auf diesem Papier, während die Verbindung mit der Batterie an der Achse der Walze angebracht ist, so daß der elektrische Strom durch das Papier durchgehen muß. Der Firniß aber unterbricht, als Nicht-Leiter, den Strom, so oft der Draht bei Umdrehung der Walze auf ein Schriftzeichen trifft. Am Bestimmungsorte entstehen die photographirten Schriftzeichen nicht

zeilenweise, wie sie geschrieben oder gesetzt werden, sondern es wachsen sämmtliche Zeilen einer Seite gleichmäßig durch das Vorwücken der vertikalen feinen Striche. Bei einer Umdrehungs-Geschwindigkeit von sechs Fuß in der Sekunde kann man in der Minute 86 Quadrat Zoll Papierfläche oder die Seite eines mäßigen Briefbogens mit telegraphirter Schrift bedecken. Man kann auch Zeichnungen, Situationspläne u. s. w. telegraphiren. Denkt man sich aber, daß geübte Stenographen die Worte eines großen Redners mit der Firnißschwärze aufzeichnen, während Andere die Blätter um die Walzen der im Sitzungsbäude befindlichen Telegraphen schlagen, so wäre es ein Leichtes, daß die Rede in allen Theilen des Landes gleichzeitig vernommen würde! Was alles für Folgen aus dieser Vervollkommnung entstehen dürften, in politischer und socialer Hinsicht, lasse ich unerörtert. Aber eine unausbleibliche unmittelbare Folge ist die, daß die Errichtung von Telegraphenlinien im größten Maßstabe zum Dienst des Publikums ein weites und ergiebiges Feld für Aktienunternehmungen bilden muß. Indem jeder Draht mit viel weniger Besiedigung bei der neuen Erfindung bis auf das Zweihundertfache von dem leisten kann, was er bisher leistete, wird der Gebrauch der telegraphischen Mittheilung, bei der entsprechenden Verwohlfeilerung in kaum zu berechnendem Maße zunehmen. Auch rückte man hiermit immer näher dem schon mehrfach aufgestellten Ziele der Herstellung einer telegraphischen Verbindung zwischen den Geschäftslokalen und Privathäusern einer und derselben Stadt, was, so fabelhaft es auch klingen mag, doch nicht schwieriger oder kostspieliger als die jetzt allgemeine Versorgung derselben mit Leuchtgas sein dürfte.

Die Aufopferung.

(Mit einer Abbildung.)

Man kennt die furchtbare Sitte der Blutrache, die Sitte, Mord zu rächen durch Mord an dem Mörder oder dessen Verwandten. Sie gilt bei den Arabern bis auf den heutigen Tag, sie herrschte bis vor wenigen Jahrzehnten noch bei den Bewohnern der Insel Corsica.

Die Corsischen Familien der Bandello und Paoli übten sie. Zuerst war Carlo Bandello gefallen. Alberto Paoli hatte ihn aus Eifersucht erschossen. Guilielmo Bandello rächte den Bruder, und Alberto Paoli fiel auf der Jagd. Guilielmo Bandello lag eines Morgens todt auf den Felsen der Südküste von Corsica — eine Kugel mitten in der Brust. Sein eigenes

Gewehr lag neben ihm, der Schuß noch im Rohre. Ein Fremder also mußte ihn getödtet haben. Wer anders konnte der Fremde sein, als Antonio Paoli. An ihm war die Rache, Blutrache zu üben an dem Mörder seines Bruders Alberto. Fischer hatten ihn gesehen am Morgen des Tages und in der Nähe des Ortes, wo man Guilielmo todt gefunden. Die Blutrache gieng über auf den letzten Bandello, auf Raphael.

Raphael Bandello weinte nicht, als man seinen Bruder zur Erde bestattete. Aber seine Zähne knirschten, seine Augen sprühten, und auf den Lauf seines Stuhens ließ er die Worte graviren: Tod dem Antonio Paoli. So erhielt er die Erinnerung frisch an die Blutrache.

Der Rächer durchflog die Insel nach allen Richtungen und suchte sein Opfer in den verborgensten Schluchten und Thälern des Gebirges. Aber Antonio Paoli war verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Man vermuthete, er habe sich selbst verbannt aus dem Vaterlande, um der Blutrache zu entinnen, die über seinem Haupte schwebte.

Raphael durchreiste, Rache im Herzen, Italien, Frankreich, Griechenland. Jahre verstrichen; er fand sein Opfer nicht, aber die Rache blieb lebendig in seinem Herzen. Sein Stuzen mit der Inschrift Tod dem Antonio Paoli erinnerte ihn täglich an sein furchtbares Amt.

Er kehrte endlich müde in die Heimath zurück. Hier lebte er einsam, still und menschenfeindlich auf seinem Schlosse im Gebirg. Der unbefriedigte Drang nach Rache glühte in seinem Blute und verzehrte seine Jugendkraft. Er wurde alt vor der Zeit.

Da vernahm er, Antonio Paoli sei ein Mönch geworden, ein armer Augustiner, und lebe auf dem St. Bernhards-Kloster in Unterwallis ein stilles, trauriges Leben voll Mühsal und Aufopferung, beinahe achttausend Fuß hoch über dem Meere, in der eisigen Wüste des Gebirgs, wo kein grüner Halm der unwirthbaren Erde entsproßt — dort sei er, und ein jammervolles Leben der Buße führe er da.

Raphael Bandello wollte keine Buße, er wollte Rache. Sein halberloschenes Auge sprühte wieder von dem alten furchtbaren Feuer. Er sprach kein Wort — aber er lud seinen Stuzen, hieng die Jagdtasche über und verließ die Insel. Seine Nachbarn wußten, wohin er gieng, und lobten ihn; denn die Blutrache war ihnen heilig.

Raphael bedurfte nicht vieler Tage, um den Fuß des St. Bernhard zu erreichen. Unaufhaltsam trieb

ihn sein ungelöschter Durst nach Rache fort über das Meer, über die Ebenen und Berge. Abends langte er in einem Dorfe an. Dort blieb er für die Nacht. Am nächsten Tage sollte Antonio fallen.

Reisende kamen und giengen. Raphael kümmerte sich um keinen von ihnen. Finster saß er in einem Winkel und dachte an den morgigen Tag, an Antonio Paoli, an seine Rache. Plötzlich zuckte er zusammen, und seine Finger pressten krampfhaft den Lauf seines Stuzen, der neben ihm an der Wand lehnte. Er hatte den Namen Antonio vernommen; die Reisenden, unmittelbar vom Hospiz des St. Bernhard herniedergestiegen, sprachen von Antonio, dem guten Vater Antonio, dem frommen, dem braven, dem sich selbst aufopferten Vater Antonio. Der Wirth und die Wirthin der kleinen Herberge hörten beifällig zu. Sie mischten sich in das Gespräch. Sie schilberten Antonio's milde, demüthige, immer bereite Barmherzigkeit, sie erzählten, wie oft er sein Leben auf das Spiel gesetzt habe, um fremde Leben zu retten; wie er weder Sturm, noch Schneegestöber, noch die grimmigste Kälte scheue, um den Reisenden Hilfe zu bringen, die sich in den Schluchten des Gebirges verirren.

„Aber wir lieben ihn auch Alle, fast wie die Vorsehung!“ sagten sie. „Er ist ein ächter Jünger des Heilands, und die Krone der Heiligen wird einst der Lohn seiner Aufopferung sein! Der gute Vater Antonio! Möge er noch lange leben!“

„Er sterbe!“ murmelte zähneknirschend Raphael Bandello und starrte mit funkelndem Auge auf die Inschrift seines Stuzen.

Das Lob des Feindes erbittert das Herz und steigert den Haß. Jeder Blutstropfen in den Adern Bandello's dürstete nach Rache. Am frühen Morgen stand er auf, lud seinen Stuzen mit frischem Pulver und Blei, und murmelte: „Tod dem Antonio Paoli.“ Dann gieng er.

Der Wirth stand in der Hausthür und schaute den Himmel an. Schweigend schritt Raphael an ihm vorüber, aber der Wirth hielt ihn auf.

„Geht nicht allein heute, Herr,“ sagte er. „Die Wolken verkünden Schnee und Sturm. Wartet lieber einen Tag oder zwei, es wird besser sein.“

„Rache wartet nicht!“ entgegnete Raphael und schritt weiter — finster, traurig, entschlossen: Ihn hielt nichts auf, ihn trieb sein Haß.

„Heute noch wird dein Blut gerächt sein, mein Bruder Guilielmo!“ das war der Gedanke, der ihn begleitete, als er die steilen Pfade des St. Bernhard erklimmte.

Am Mittag ruhte er eine Stunde, das Haupt gegen einen Felsen gelehnt. Dann gieng er weiter, dann stieg er höher, immer höher, seinem Ziele entgegen. Keinen Blick warf er um sich, hinter sich. Sein finsternes Auge ruhte auf dem Boden und schweifte nur zuweilen nach oben hin, nach dem Gipfel des Berges, wo das Hospiz lag, wo der Feind wohnte, den er suchte. Für die erhabene Pracht der Natur, die ihn umgab, hatte er keinen Blick. Er sah nicht die kühn emporragenden Hörner und Kuppen der Riesengebirge, um deren Häupter die Wolken spielten, nicht die glänzenden Felder von Schnee und Eis, nicht die prachtvollen Thäler mit ihren Matten und Wäldern hinter sich! Er sah nur vorwärts, sah nur die Gestalt des Feindes, den er suchte, sah sie blutend und gebrochenen Auges zu seinen Füßen liegen, wie er Guilielmo, seinen Bruder, vor Jahren zu seinen Füßen liegen gesehen! Im Vorgefühle der gesättigten, der befriedigten Rache lachte er zuweilen dumpf auf, und dann drückte er den Stuzen krampfhaft an sein Herz, den Stuzen, auf dessen Laufe gravirt stand: Tod dem Antonio Paoli.

Je höher Raphael Wandello stieg, desto eifriger wehte ihm die Luft entgegen, desto scharfer und schneidender durchdrang sie seine Glieder. Er wickelte sich in seinen Mantel und schritt weiter, unaufhaltsam weiter. Sein Ziel konnte nun nicht mehr fern sein.

Düstere Wolken kamen gezogen und hüllten ihn ein mit ihrem feuchten Schleier. Finsterniß und dichter Nebel umgab ihn. Sein Fuß glitt aus auf dem eisigen Pfade, den er verfolgte, seine Glieder fiengen an zu ermatten — aber Wandello drang vorwärts, unaufhaltsam vorwärts und ruhete nicht.

Plötzlich stöberten ihm dicke Wolken von Schnee entgegen, und heulend brach der Sturm los aus den Schlünden des St. Bernhard. Der Sturm faßte das Gewand des einsamen, düstern Wanderers mit Gewalt und suchte es ihm von den Schultern zu zerren. Raphael stemmte sich dagegen — der Sturm riß ihn nieder, und die Wolken des fallenden Schnees bedeckten ihn im Nu mit einem weißen Tuche.

Raphael raffte sich wieder auf und drang vorwärts — vorwärts trotz Sturm und Schneegestöber.

Aber wo war der Pfad, den er bis jetzt verfolgt hatte? Der weiße, lockere Schnee lag darüber hin, und wirbelnd kamen neue und immer neue Massen, blendeten das Auge des Wanderers, drangen durch die Falten seines Gewandes, und der Sturm, der furchtbare, machte seine ermattenden Glieder zu Eis erstarrten. Dennoch, dennoch gieng Raphael weiter. Er schlang sein Gewand eng um den Leib und stemmte

Die Aufopferung.



sich mit Anstrengung aller Kraft gegen die Macht des Sturmes. Seine Füße waten durch den Schnee — oft sank er bis an die Kniee hinein — oft glitt er aus und stürzte, aber immer raffte er sich wieder auf und eilte weiter.

So rang er eine Stunde gegen den Sturm und die wirbelnden Schneemassen. Seine Glieder erlahmten allmählig, seine Stirn bedeckte sich mit eisigem Schweiß, sein Blut schien in den Adern zu stocken, seine Kraft schwand dahin — aber nicht erlahmte seine Willenskraft, nicht sein Haß, nicht sein Rachedurst. Wenn er wankte, wenn er ausglitt, wenn er niederstürzte, so griff er nach seinem Stutzen, und sein Blick fesselte sich auf die Inschrift Tod dem Antonio Paoli, und er raffte sich auf, immer, immer wieder auf, und schleppte sich weiter — gehend, gleitend, auf allen Vieren kriechend — nur weiter, nur dem Feinde näher, nach dessen Blut er durstete. So heiß war die Gluth seiner Rache, daß alles Eis der Gletscher sie nicht zu dämpfen vermochte. Kein Seufzer kam über seine Lippen, kein banges Stöhnen entrang sich seiner Brust! Sein Drang nach Rache bezwang lange selbst seine Erschöpfung.

Aber Raphael Wandello war zuletzt nur ein Mensch, wenn auch ein gewaltiger und mächtiger Mensch. Er stemmte sich gegen die Wuth des Sturmes, gegen den Grimm der Kälte, gegen die eisigen Schneemassen, die ihm Hände und Gesicht zerrissen. Aber endlich mußte er doch unterliegen. Seine Glieder versagten ihm den Dienst — knirschend vor Grimm taumelte er zu Boden, ein Schrei, wild und gellend, schrillte durch das Heulen des Sturmes, und Raphael krümmte sich ohnmächtig auf dem Eise, das den Boden bedeckte.

Er raffte sich nicht wieder auf. Seine Sinne verließen ihn — aber mit der letzten Kraft, mit der letzten Anstrengung griff er nach seinem Stutzen und presste ihn an seine Lippen.

„Ich sterbe!“ murmelte er — „sterbe ohne Rache, aber, Guisielmo, nicht mein ist die Schuld!“

Noch ein Mal und wieder machte er eine krampfhafteste Anstrengung, sich zu erheben. Den Stutzen hielt er fest in den erstarrten Händen. Plötzlich ein scharfes, kurzes Krachen — der Stutzen gieng los — die Kugel, für Antonio's Brust bestimmt, flog in die Weite. Raphael hörte den Knall nicht mehr. Mit dem letzten Zucken der Finger hatte er den Drücker berührt — der Schuß donnerte und weckte den Wiederhall der hohen Felsen und Eiswände — aber Raphael lag starr und gebrochenen Auges am Boden, sein Anstich war bleich, und

das Herz, das so heiß nach Rache gedürstet, es pochte nicht mehr. Es war still, still, wie die weiße Decke, die der Schnee mitleidig über seinen Körper warf. — — — Noch wenige Minuten, und der Sturm war vorüber. Der Nebel entschwand, die Schneemassen wirbelten in die Thäler hinab, die düsteren Wolfenberge flatterten zerrissen in weite Fernen, und strahlend warf die Sonne aus der Bläue des Himmels ihr goldenes Licht über Berg und Thal.

Das tiefe Bellen eines Hundes wurde in der Ferne vernehmbar; gleich nachher ertönte es näher; die Nase am Boden kam sodann das schöne Geschöpf mit langem Haar und Schweif um die nächste Felsenwand, und ihm unmittelbar auf dem Fuße folgten die Mönche in der Tracht des Augustiner-Ordens. Ihre Kapuzen waren vom Schnee bedeckt, selbst in ihren Bärten hing Schnee und Eis, und ihr Aussehen zeugte von großer Erschöpfung.

„Du hast dich getäuscht, Bruder Antonio,“ jagt Einer von ihnen zu dem Mönche, der den beiden Andern vorausschritt. „Was du für einen Schuß hieltest, war sicher nur das Krachen des Donners oder einer Lawine. Laß uns zurückkehren — deine Kraft ist erschöpft — schone dein Leben.“

Der Mönch Antonio schüttelte mit ernstem Lächeln das Haupt. „Mein Leben ist der Rettung Unglücklicher gewidmet,“ erwiderte er sanft. „Keine Anstrengung darf uns zu groß scheinen und keine Rücksicht auf uns selbst uns abhalten, diesem Ziele nachzustreben. Aber sieh! mein Bruder ich täuschte mich nicht — der edle, treue Hund hat die Spur gefunden.“

In der That blieb der Hund bei einer niedrigen Schneewehe stehen, scharrte mit den Vorderfüßen den Schnee zur Seite, und bellte heftig. Antonio trat rasch herzu, unterstützte die Bemühungen des Hundes, und zog einen Dymmächtigen aus seinem Schneeegrabe hervor. Mit ihm ein Gewehr. Er nahm es in die Hand, warf einen Blick darauf und erblaßte. Er hatte die Schriftzüge auf dem Laufe gesehen und die Worte „Tod dem Antonio Paoli“ gelesen.

„Er ist es — es ist Raphael Wandello, und er ist gekommen, mich zu tödten!“ murmelte er. „Aber wie dem auch sei — mein Leben steht in Gottes Hand, und Raphael muß gerettet werden.“

Rasch leisteten die Mönche hilfreichen Beistand. Antonio kniete nieder neben dem Verunglückten, legte das Haupt desselben in seinen Schooß, und nahm aus einem Kästchen, das Einer der Gefährten ihm darbot, stärkende Essenzen. Liebevoll und eifrig war sein Bemühen um Raphael Wandello, seinen Todfeind. Ra-

phael erwachte zu neuem Leben, seine Kraft kehrte zurück, stumm aber und düster folgte er den Mönchen in das Hospiz, ohne ihnen zu danken. Er hatte in Antonio, in seinem Retter den Feind erkannt, den er haßte, und dem er den Tod geschworen mit heiligem Eide.

Die Mönche brachten ihn zur Ruhe. Er blieb allein. Erst am folgenden Tage trat ein verführter Mönch in seine Klause. Er schlug die Kapuze zurück. Raphael bebte zusammen: Antonio stand vor ihm.

„Raphael Banello,“ sagte der Mönch mit sanfter Stimme, „du bist gekommen, mich zu tödten. Ich bin bereit, dein Opfer zu sein. Aber erst höre mich.“

Finster und den Blick niedergeschlagen nickte Raphael mit dem Kopfe, und Antonio fuhr fort:

„Ich bin der Mörder deines Bruder Guilielmo und somit der Blutrache verfallen. Aber ich schwöre dir bei Gott, zu dem ich meine reine Hand emporhebe, daß ihn das Verhängniß tödtete, und nicht mein Wille.

Ich jagte am Strande. Ein Adler saß auf dem Felsen. Meine Kugel flog. Dein Bruder trat in denselben Augenblick hinter einer Felsenwand vor, und meine Kugel dem Adler bestimmt, zerriß seine Brust und — mein Herz. Ich floh, denn ich durfte nicht hoffen, bei dir Glauben zu finden, selbst wenn ich dir die Wahrheit erzählte. Mein unglückliches Schicksal füllte mein Herz mit bitterer Berrübnis. Ich verließ die Welt, um Gott mein Leben zu weihen, denn die Welt hatte keine Treuden mehr für mich, an dessen Hand Blut klebte, wenn auch unschuldig vergossenes Blut. Raphael Banello, seit zwölf Jahren lebe ich in dieser Oede. Seit zwölf Jahren ist kein Tag vergangen, an welchem ich nicht heiße Gebete für die Seele deines Bruders zu Gott emporgesandt hätte. Seit zwölf Jahren hab ich Buße gethan für meine unglückselige That. Seit zwölf Jahren habe ich tausend Mal mein Leben auf das Spiel gesetzt, um Verunglückte zu retten, wie dich. Seit zwölf Jahren ist mein Leben nur Eine lange Buße, nur Eine lange Aufopferung für die Menschheit gewesen! Raphael Banello, Bruder des gefallenen, nicht aber gemordeten Guilielmo, auch die letzte That meines Lebens soll sein, wie die Thaten der vergangenen zwölf Jahre meiner Buße. Deine Rache ist gerecht — nimm mein Leben, ich opfere es deiner Rache! Aber, Raphael, im Tode vergiß! Im Tode verzehle und bete für mich, der ich büßte!“

Lange, lange saß Raphael Banello in tiefem Schweigen. Seine Brust arbeitete mächtig, und seinen Augen entropfen Thränen.

„Antonio!“ rief er endlich mit brechender Stimme

und warf seine Arme um den Hals des Mönches und presste den Ueberraschten an seine Brust. — „Antonio, ich verfolgte dich mit Mordgedanken, und du rettetest mein Leben! Antonio, und du glaubst, ich könne dich tödten? Ich spreche dich frei von jeder Schuld! Lebet um Leben, so lautet das heilige Gesetz der Blutrache! Meinem Bruder nahmst du das Leben, mir gabst du das meinige zurück. Der Schwur der Rache ist gelöst!“

In stummer Umarmung hielten sich die beiden Männer umfaßt. Lange, lange standen sie Brust an Brust, und ihre Thränen vermischten sich.

Raphael verließ das Hospiz des St. Bernhard nicht wieder, um in die Heimath zurückzukehren. Antonio's Aufopferung hatte seinen Haß bezwungen. Er ward ein Mönch und weihte den Rest seines Lebens dem Wohle der Menschheit. In brüderlicher Freundschaft theilte er die Mühen Antonio's; der ganze, volle und einzige Zweck ihres Daseins, es war kein anderer, als Aufopferung.

Sehet, so wunderbar weiß Gott durch die Kraft der Tugend die Herzen der Menschen zu zwingen, so wunderbar weiß Er, der Allmächtige, den Haß und die Bitterkeit des Herzens durch aufopfernde Tugend in Freundschaft und Liebe zu verwandeln.

Das treue Annele.

Der Wanderer hat oft schon sagen hören: 's gibt keine braven Dienstboten mehr wie früher, und er hatte gewiß nicht unrecht, wenn er darauf geantwortet hat: 's ist keine Regel ohne Ausnahme! Die nachfolgende Geschichte des braven Annele wird dies hinlänglich beweisen.

Annele diente bei einem ehrbaren Handwerksmann, bei dem es einen schönen Lohn, freundliche Behandlung, und sonst gute Lage hatte; denn wenn Frau und Mann auch auf Ordnung, Pünktlichkeit und Sparsamkeit hielten, so mochten sie hinwieder den Leuten, die sich gut aufführten, die Sachen gönnen, und sie betrachteten ihr Gesinde nicht als ihre Sklaven, sondern als Menschen, die man, so bald sie es verdienten, achten müsse, die gleichsam ins Haus gehören. In dieser Haushaltung, bei welcher es schon als 16jähriges Mädchen in Dienst getreten war, lebte das Annele zwölf Jahre lang glücklich, und hatte sich ein Schönes erspart; denn da das Ehepaar die Magd wegen ihres guten Verhaltens lieb wie ein Kind bekam, so suchte man ihr bei allen Anlässen zuzuhelfen, was möglich war, und das Annele verschleuderte weder seinen Lohn, noch was es Geschenktes bekam, an Spiz und Pflanz,

an Schleckerei und Tanz. Es hatte einen voll gefüllten Kasten mit soliden Kleidungsstücken aller Art; es hatte, so lange seine arme Mutter gelebt, ihr viel gegeben, aber darum hatte es auch um so mehr Segen, und sein Erspargungskassabüchle stieg von Jahr zu Jahr immer höher an. Zuerst starb der Mann, dann drei Jahre später die Frau. Nun sah das Anneli das Ende seiner glücklichen Tage; es hatte gelernt, seine Herrschaft nicht wie Meisterleute zu betrachten, sondern wie Eltern zu lieben.

Dieses Ehepaar hinterließ einen einzigen Sohn, der etwa zwei Jahre vor der Mutter Tod geheirathet hatte, und in scheinbar glücklichen Umständen lebte. Er besaß ein freies Haus, der Vater hatte ihm eine gute Kundschaft hinterlassen, von der Frau hatte er auch etwa zwei Tausend Gulden fällige Mittel einziehen können, und nun erhielt er noch von der Mutter Kapitalien, Geld und Hauerrath, und hatte an sie nicht mehr die Nuznießung zu bezahlen. Was hätte ein junger thätiger Hausvater mehr wünschen können? Dennoch war die Mutter nur mit Sorgen über das kommende Schickial ihres Sohnes von der Welt geschieden, nicht ohne daß sie ihm noch ernste Ermahnungen gegeben hätte, die indeß keinen Eingang bei dem vom Zeitgeiste ergriffenen Sohne fanden. Was will so eine Alte reden! sagte er zu sich selbst; andere Zeiten, andere Sitten. Wer weiß, wie sie es getrieben, als sie noch jung war. Man ist nur einmal auf der Welt, man muß genießen, so lange man es noch kann. Thoren sind, welche diese Zeit des Genußes unbenuzt vorüber gehen lassen &c. Und wie der junge Herr dachte, so ganz gleich dachte auch die junge schöne Frau, und niemals waren sie uneins, wenn es sich darum handelte, eine Freude, einen frohen Tag zu haben.

Als die Mutter gestorben war, hatte die junge Frau gerade die Dienstmagd ausjagen müssen. Da sagte der Mann zu ihr: Wie wär's, wenn wir der Mutter Anneli nähmen! Das ist treu wie Gold, hat zu Allem Sorge, kann aus Nichts Etwas machen, und dabei ist es so bescheiden, daß man keine Meisterkage an ihm zu bekommen wüßten muß. Dann könnten wir ruhig von Hause weg, es wäre Alles besorgt, als ob wir selbst da wären, und du müßtest nicht mehr fürchten, Alles verkehrt anzutreffen, und solchen Höllenverdruß zu haben. Die Richtigkeit dieser Worte sah die junge Frau wohl ein; das Anneli ward angerebet, ihm ein reicher Lohn und alles Gute versprochen, und es sagte zu. Nicht daß das Anneli nicht lieber um einen andern Dienst sich umgesehen hätte; es hatte offene Augen, um zu sehen, wie es in dieser Haushaltung zugieng,

allein es schien ihm, seine selige Frau rufe ihm aus dem Grabe zu: „Nimm den Dienst mir zu lieb an, Sorge für das arme kleine Entlehen, das sonst vielleicht bei dem Leichtsinne seiner Mutter zu Grunde gieng; verstehe meine Stelle an ihm!“ In Gottes Namen, sagte es bei sich selbst, ich will's probiren. Ich thue vielleicht ein Gott wohlgefälliges Werk. Ich bin es meinen im Grabe ruhenden Meisterleuten schuldig, die an mir einst armen Kinde auch so viel Gutes gethan haben.

In der Haushaltung des jungen Paares änderte sich durch den Tod der Mutter nur Das, daß man um so ungenierter seinen Neigungen nachgieng. Der Mann machte alle Vergnügungen mit. Die Frau mußte doch auch ihre Freude haben; sie mußte ins Theater, zum Tanze, und der Gesundheit wegen alle Jahre ins Bad gehen, oder das oder dorthin. Dort trat sie immer auf, wie es sich für eine Frau ihres Standes nicht anders schickte, in breiten dicken Seidenroben, Hüten und Schawlen nach der neuesten Mode, goldenen Ketten und Uhren, Ringen, Armbändern &c., ausgestattet wie ein Kram- und Parfümerladen. Wie es aber bei solchem Haushalten im Innern des Hauswesens und im Verufe zu stehen kommt, daß weiß man schon; denn wer hat nicht Gelegenheit gehabt, dergleichen Zustände und ihre Folgen in mehrerem oder minderem Grade in unserer nur dem Genuß huldigenden Zeit zu beobachten?

Wer schnell reitet, der kommt bald zum Ende! So gieng es auch hier. Die Geldverlegenheiten machten sich immer spürbarer, die Klagen über Mangel an Verdienst, über böse Zeiten, wurden immer lauter. Man könne es nicht mehr machen, hieß es; das müsse anders und besser kommen. Ans Einschränken und Sparen dachte man aber nicht; wohl hingegen hörte man schimpfen auf die reichen Leute, über Wucherer, die man todtzuschlagen sollte, und wie man, um wieder bestehen zu können, mit den Reichen theilen müsse. An allem Unglücke sei das Geld, seien die Reichen Schuld.

Bei diesem Leben ward's dem Anneli bange ums Herz. Es wollte mehr als einmal fort, aber dann erbarmten die Kinder es wieder, — zu dem Mädchen war noch ein Knabe gekommen. Wenn für die Kinder Etwas ausgegeben werden sollte, so hatten die leichtsinnigen Eltern nie Geld, nicht, um ihnen die Schulden zu flücken zu lassen, oder für das Mädchen das Schulgeld zu bezahlen. Diesen armen Kindern war das Anneli wirklich zur Mutter geworden; es sorgte für sie, so gut es konnte, und ergänzte aus dem Seinen, wo ihnen gar zu sehr Mangel gelassen wurde. Da man kann

sagen, es war noch allein die Handhabe für die ganze Haushaltung, die ohne sein Einrichten, Sparen und Sorgen längst zu Grunde gegangen wäre.

So vergingen etwa fünf traurige Jahre, nach Außen in rauschenden Freuden, während im Innern das Elend immer größer ward. Die Frau wurde endlich wirklich krank, immer kränker und kränker, man wollte wissen in Folge ihrer Lebensweise, und endlich sank sie in die

Nun kamen die Gerichtsdienere, schrieben Alles auf, fanden das Wenige, was noch da war, verpfändet, schloßen und siegelten Alles ein, mit Ausnahme der zwei Kinder, die zwar frei blieben, aber nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten; denn nahe Verwandte hatten sie keine, Niemand war da, der sich ihrer annahm. Da erbarmte sich ihrer das treue Annelc. Ungeachtet es vorsah, drei Jahrlöhne verlieren zu müssen, nahm es sie zu sich, und sorgte so lange für sie, bis die Behörden dieselben im Waisenhaus unterbrachten, wo man mit Rücksicht auf ihre Eltern erstaunt war, in ihnen so gut geartete und bescheidene Kinder zu erhalten. Man übersah es, daß das Annelc ihnen Vater und Mutter gewesen.

Wohin aber sollte sich jetzt das Annelc wenden? Es war nicht mehr jung, und seine Gesundheit war angegriffen. Erspart hatte es sich zwar mehrere hundert Gulden; allein diese genügten nicht, ihm auf die Dauer eine Existenz zu sichern. Doch Gott verläßt die Seinen nicht! In der Nachbarschaft des Ehepaars wohnte eine reiche ältere Frau von edelm Charakter, welche im Stillen des Annelcs Walten kennen und schätzen gelernt hatte. Diese bot ihm den Dienst bei ihr an, und das Annelc hielt es für ein großes Glück, in ein solches Hauswesen zu kommen. Hier verlebte Annelc wieder ruhigere Tage. Wo es ihm möglich war, seinen ehemaligen Zöglingen, die stetsfort mit Liebe an ihm hingen, eine Freude zu machen, so war dies ihm eine Labsal. Seine Gesundheit aber wollte nicht wieder zurückkehren; etwa vier Jahre hernach starb es, betrauert von seiner neuen Frau, die in seinen letzten Tagen es selbst pflegte, und ihm die müden Augen zudrückte. Nach seinem Tode fand es sich, daß es in Ermangelung eigener Erben seine Ersparnisse den verwaissten Kindern seiner ehemaligen Herrschaft vermacht hatte. Dieses kleine Eigenthum bildete später die Grundlage zu dem Emporkommen der beiden Kinder, die das gute Annelc stets in dankbarem Andenken behalten haben.

Arme des Todes, ohne daß es ihr Mühe um ihre Kinder machte, die ihr auch nicht am Herzen lagen. Wenige Wochen darnach verschwand auch plötzlich der Mann; er hatte, ohne nur von seinen Kindern Abschied zu nehmen, ohne auch nur auf die ersten Tage für ihr Unterkommen zu sorgen, den Weg übers Meer genommen, und nie hat man mehr etwas von ihm gehört.



Die treue Magd ist schon längst im Grabe verwest. Auf keinen Denkstein ist ihr Name in goldenen Buchstaben eingegraben; aber er steht mit unauslöschlicher Schrift im Buche des Lebens, wo die Thaten erwogen werden, nicht nach Ansehen und Stand, sondern nach der Liebe, mit der sie gethan wurden. Da heißt es: „Du warst über wenig gesetzt, aber du bist getreu erfunden worden in Bieleam, darum sei groß dein Lohn „in Ewigkeit!“

Popolius von Hohenträhen.

(Mit einer Abbildung.)

In der Landgrafschaft Nellenburg, unfern der berühmten Bergveste Hohentwiel, auf einem hohen steilen Bergkegel, liegt die Burg Hohenträhen. Hoch ragt sie über ihre Nachbarn, die Hohenstoffeln, Hohenhöwen, Hohentwiel und den Mägdeberg. Beschwermlich und mühevoll ist der Weg dahin; aber eine unvergleichliche Aussicht lohnt reichlich dafür. Weit ausgebreitet, ein herrliches Panorama, liegt das gesegnete Hegau vor den Blicken; über die Spiegelfläche des Bodensees schweift das Auge hinüber an die Hochfirnen der Schweizeralpen, welche den Horizont begrenzen; es folgt den grünlichen Kluthen des Rheines, wie er aus dem Bodensee tritt, und dem fernen Meere zufließt, um das Land seiner Heimath auf immer zu verlassen. Oder es irrt in der Berge wunderlichen Verfrümmungen und verliert sich in der Waldpfade Krümmungen im grünen Dämmerlichte. Die Burg liegt größtentheils in Krümmern; nur ein kleines Schloßchen und zwei Bauernhäuser sind noch bewohnbar. Von den ersten Erbauern und Besitzern von Hohenträhen ist nichts bekannt. Im Jahr 1534 übergab König Ferdinand die Burg als Mannslehen an Hans von Friedingen. Nachdem dieser ohne männliche Leibesfolge verstorben war, kam sie nach und nach in mancherlei Hände; jetzt befindet sie sich im Besitze der Freiherren von Reischach.

In der ganzen Umgegend ist Hohenträhen berühmt und berüchtigt wegen eines neckenden Burggespenstes, das hier sein Wesen treibt und „Poppelle von Hohenträhen“ genannt wird; wir geben von diesen Sagen, was wir erfahren konnten, und wie sie häufig im Hegau zur Unterhaltung an langen Winterabenden erzählt werden.

Johann Christoph Popelius Mayer war Schirmvogt einer verwitweten Freiin von Hohenträhen. Von Gestalt zwar klein und schwächlich, war er dabei doch wild und unbändig und ein großer Freund von einem guten Trunke. Einst spät in der Nacht sprach ein vorbeireisender Abt mit seinem Gefolge auf Hohenträhen ein und bat um ein Abendbrod und ein Nachtlager. Freundlich hieß ihn Popelius willkommen; sie setzten sich zur Tafel und waren fröhlich und guter Dinge. Der Becher, und mit ihm Scherz und Wit, machte wacker die Runde, bis endlich der zu reichlich genossene Wein Zank und Hader veranlaßte. Auf einen groben Späß des Schirmvogtes erwiderte der Abt, er solle sich doch nur nicht

mit seiner Stärke brüsten; er gleiche ja leibhaftig dem dürren Knochenmanne selbst und könne wohl durch ein Nadelöhr gezogen werden. Ueber diesen Schimpf aufgebracht, sprang Popelius von der Tafel auf und befahl das wohlbeleibte Pfäfflein in das unterste Verließ der Burg zu werfen und es bei Wasser und Brod so lange darin gefangen zu halten, bis auch es so mager geworden sei, daß man es durch ein Nadelöhr ziehen könne.

So geschah es auch und der Abt wurde nicht eher seiner Haft entlassen, als bis er an Umfang bedeutend abgenommen und so mager und dünn wie Popelius geworden war.

Der Abt aber machte sich voll Ingrimm davon und sann zu Hause unablässig auf Rache und Wiedervergeltung. Endlich fand er in der Klosterbibliothek ein Zauberbuch und versuchte mittelst den darin enthaltenen Beschwörungsformeln den Ritter Popelius, der bald darauf das Genick brach, und seither die Gegend durch seine Spuckereien beunruhigt, deren wir einige hier ihrer Albernheit wegen angeben wollen.

So lange das Freschen in der Nachbarschaft im Winter andauerte, mußte jeden Abend ein Knecht nach der Abendglocke in die Scheune gehen und laut ausrufen: „Nit z'ligel und nit z'viel!“ sonst warf Poppelle zum Zeitvertreib den ganzen Garbenstoß durcheinander, um den Tröschern neue Arbeit zu machen.

Eben so wurde zur Sommerzeit vor dem Ausfahren gerufen: „Mer wend selber anspannen!“ sonst war Poppelle gleich bei der Hand, die Ochsen und Pferde verkehrt einzuspannen.

Wenn Poppelle lustig war, so amüßte er sich hie und da damit, die Räder der in der Gegend vorbeifahrenden Kutschen oder Wägen so lange zu sperren, bis er durch Fluchen verjagt wurde. Dieses soll selbst der Abtiffin Wechtild von Amtenhäusen begegnet sein, als sie im Herbst das ihrem Kloster zugehörige Rebgut bei Dehnungen besuchen wollte.

Diese fromme Matrone wurde von Herrn Popelius, der ohnehin kein Frauenzimmermann war, sehr lange am Fuße des Krähenbergs aufgehalten, weil sie dem Fuhrmann das Fluchen durchaus nicht erlauben wollte. Am Ende mußte sie aber — um wieder wegzukommen, dieses doch geschehen lassen.

Mit Glas- oder Eierträgern soll Poppelle ein ganz eigenes Spiel getrieben, und sich zu diesem Behufe öfters in einen Stoß oder Baumstamm am Wege verwandelt haben. Wollte nun ein solcher Trager ausruhen, und lehnte er seine Krüge an einen solchen Stoß, so verschwand dieser alsobald, die Krüge fiel



um, das darin Enthaltene brach in Stücke, und schallendes Gelächter aus den Lüften höhnte noch dem armen Betrogenen.

Den Thorwart von Rabolzell soll er öfters um Mitternacht aus dem Bette und zu Deffnung des Thors gefockt haben, indem er das Posthorn nachgeahmt und dadurch das Zeichen zum Deffnen gegeben habe; sobald

der Thorwart gedöffnet hatte, und sich geprellt sah, so verschwand Poppels lachend von dannen.

Doch um seine lieben Leser mit Poppels's Spuckereien nicht zu ermüden, bricht der Wanderer damit ab, und bemerkt nur noch, daß in der Pfarrkirche zu Mühlhausen im Höhgau Popolius von Hohenkrähen unter dem Hochaltar begraben liegt.

Franklin's klassische Weisheitsregeln.

Guter Rath an einen jungen
Handwerker.

Geschrieben im Jahre 1748.

An meinen Freund A. B.

Deinem Wunsche zufolge theile ich Dir folgende Fingerzeige mit; sie haben mir oft Dienste geleistet und werden Dir dasselbe thun, wenn du sie zu befolgen weisst.

Erinnere Dich stets, daß Zeit Geld ist. Wer des Tages zehn Schillinge durch seine Arbeit verdienen kann, und die Hälfte dieses Tages herumschwärmt oder müßig dastet, darf, wenn er gleich während seines Herumschwärmens oder seines Müßigganges nur einen halben Schilling ausgibt, dies nicht als seine einzige Ausgabe betrachten; er hat in der That fünf Schillinge ausgegeben oder eigentlich weggeworfen.

Erinnere Dich stets, daß Kredit Geld ist. Wenn Jemand sein Geld auch nach der Verfallzeit bei mir stehen läßt, so schenkt er mir die Interessen, oder so viel, als ich während dieser Zeit damit verdienen kann. Dies wächst zu einer ansehnlichen Summe an, wenn einer guten und großen Kredit hat, und diesen gut zu benutzen weiß.

Erinnere Dich stets, daß sich das Geld außerordentlich rasch vermehrt. Geld kann wieder Geld erzeugen, seine Geburten erzeugen abermals Geld und so geht es immer weiter. Fünf Schillinge umgesetzt geben sechs; abermals umgesetzt geben sie sieben und einen viertel Schilling, und so wachsen sie fort, bis sie hundert Pfund sind. Je mehr es ist, desto mehr wächst die Summe beim Umsatze an, so daß der Gewinn immer schneller zunimmt. Wenn einer ein trächtiges Schwein schlachtet, so zerstört er dessen Brut bis in die tausendste Generation. Wer eine Krone verschwendet, zerstört Alles, was er mit ihr hätte gewinnen können, vielleicht ganze Schocke von Pfunden.

Erinnere Dich stets, daß sechs Pfund jährlich für den Tag nur drei Penny ausmachen. Aber mit dieser kleinen Summe (die jeden Tag an Zeit oder Geld unmerklich verloren gehen kann) ist ein Mann von Kredit im Stande, bloß auf eine persönliche Sicherheit, sich den beständigen Besitz und Gebrauch von hundert Pfund zu verschaffen. Wenn ein thätiger Mann so viel Grundstockkapital hat, und es rasch umzusetzen versteht, so wird es ihm bedeutenden Gewinn bringen.

Erinnere dich stets an das Sprüchwort: „Der gute Zahlmeister ist Herr über anderer Leute Börsen.“

Wer als pünktlicher und genauer Zahler bekannt ist, und die versprochene Zeit einhält, kann immer und bei jeder Gelegenheit über alle Ersparnisse seiner Freunde verfügen. Dies ist nicht selten von großem Nutzen.

Nächst Fleiß und Sparsamkeit trägt nichts mehr dazu bei, einen jungen Mann in der Welt emporzubringen, als Pünktlichkeit und Ehrlichkeit in allen seinen Geschäften; behalte daher geborgtes Geld keine Stunde über die Zeit der versprochenen Rückzahlung, wenn Du Dir nicht die Börse deiner Freunde auf immer verschließen willst.

Auf die geringsten Kleinigkeiten, die sich auf eines Mannes Kredit beziehen, muß man Rücksicht nehmen. Wenn Dein Gläubiger Deinen Hammer Morgens um fünf Uhr oder Abends um neun Uhr klingen hört, so borgt er Dir sechs Monate länger, steht er Dich aber am Billard, oder hört er Deine Stimme in der Schenke zu einer Zeit, wo Du bei der Arbeit sein solltest, so fordert er Dir sein Geld am nächsten Tage ab; er drängt Dich darum, weil er fürchtet, es sonst aus Deiner Konkursmasse verlangen zu müssen. Du beweisest, wenn Du zur Zeit zahlst, überdies noch, daß Du auch an das denkst, was Du schuldest; man sieht daraus, daß Du ein eben so ordentlicher, als ehrlicher Mann bist, und Du vermeerst dadurch Deinen Kredit.

Hüte Dich davor, zu glauben, daß Alles, was Du besitzest, Dein Eigenthum sei, und darnach Deine Lebensweise einzurichten. Es ist dies ein Irrthum, in den gar viele Leute, die Kredit haben, verfallen. Um diesem vorzubeugen, führe eine Zeitlang genaue Rechnung über Deine Einnahmen und Ausgaben. Wenn Du Dir anfangs die kleine Mühe nimmst, jede Kleinigkeit aufzuschreiben, so wird dies die gute Folge haben, daß Du gewahr wirst, wie die unbedeutendsten Ausgaben auf eine wunderbare Weise zu großen Summen anwachsen, woraus Du erkennen lernst, was Du früher hättest ersparen können, und was Du in Zukunft, ohne Dir sehr viel versagen zu müssen, ersparen kannst.

Kurz, der Weg zum Reichthum ist, wenn Du nur ernstlich dazu gelangen willst, gerade so eben, als der zum Markte. Er hängt hauptsächlich von zwei Worten ab: Fleiß und Sparsamkeit; das heißt: Bergeweiber Zeit noch Geld, sondern mache von Beiden den besten Gebrauch. Ohne Fleiß und Sparsamkeit wird Dir nichts gelingen, mit ihnen aber Alles. Wer Alles, was er auf rechthche Weise erwerben kann, erwirbt, und (mit Ausnahme nothwendiger Ausgaben) Alles, was er erwirbt, zu erhalten weiß, wird gewiß reich werden, — wenn es jenes Wesen, das die Welt beherrscht, dessen Segen Alle für ihre ehrliche Thätig-

Zeit erleben sollten, in seinem weisen Rathe nicht anders beschlossen hat.

Ein alter Handwerker.

Wohlthun trägt Zinsen.

An einem der letzten Oktobertage des verflossenen Jahres kehrte der ehrwürdige Pfarrer von Derval, einem kleinen Städtchen der Bretagne, sehr ermüdet nach seiner Wohnung zurück. Er hatte eine arme Familie seines Kirchensprengels besucht, die krank und von allen Mitteln entblößt darnieder lag, und derselben das Wenige von baarem Geld geschenkt, das er sich durch strenge Selbstverleugnung an seinem spärlichen Einkommen erspart hatte. Auf seinen Stab gestützt, wanderte er seiner Wohnung zu und dachte unterwegs mit Betrübniß darüber nach, wie gering seine Mittel seien, um Gutes thun und das Elend und Unlück unterstützen und erleichtern zu können.

Er hatte noch nicht die Hälfte des Wegs zurückgelegt, als er sich beim Namen rufen hörte und den Maire von Chateaubriand, dem ein Mann mit einer kleinen Kiste auf dem Kopfe folgte, auf sich zukommen sah. Nach beiderseitiger freundlicher Begrüßung theilte er dem Maire mit, daß sein Besuch ihm gelte und daß er ihm einen Brief von einem früheren Sergeant-Major Karl F., einzuhändigen habe. Der gute Pfarrer erinnerte sich dieses Namens anfänglich nicht mehr, endlich aber fiel ihm bei, daß er einst einem unglücklichen eine Wohlthat erwiesen habe, und daß er wohl jener Sergeant-Major gewesen sein müsse. Der Maire erkundigte sich nach dem Dienste, den der Pfarrer jenem Unteroffizier erzeigt habe, da derselbe aus dem Auftrage, den er an ihn habe, zu schließen, daß er ein wohlthätiger Mann sein müsse, worauf ihm jener nach einigem Widerstreben Folgendes erzählte:

Ende August des Jahres 1848 kehrte ich wie gewöhnlich Abends vom Besuche einiger armen und kranken Pfarrkinder nach Hause zurück; da erblickte ich nicht weit von meiner Hütte entfernt einen jungen Soldaten, der mit zerstorbenen Blicken und wilden Geraden dem tiefen und reißenden Fluß zufließte, der dort rasender Geschwindigkeit durch jene Bergschluchten Thal niederstürzt. Ich hielt ihn an und sprach freundlich mit ihm. Anfangs gab mir der junge Mann keine Antwort, sondern suchte sich durch eine abgelenkende Bewegung des lästigen Fragers zu entledigen; da ich aber begründete Ursache hatte, einen Selbstmord zu befürchten, so hielt ich ihn fest, und nach viel Mühe gelang es mir auch, ihn zu bewegen, mit

mir nach Hause zu kommen. Nachdem er sich in meiner Wohnung niedergelassen und ich ihn auf die freundlichste Weise um die Ursache seines Kummers befragt hatte, gestand er mir endlich, daß er eine ihm in seiner Stellung als Sergeant-Major von seiner Compagnie anvertraute Summe im Spiel verloren habe und daß ihm, um der Schande zu entgehen, nichts Anderes übrig bleibe, als seinem Leben ein Ende zu machen. Nachdem er mir dieses Geständniß abgelegt, brach er in Thränen und lautes Schluchzen aus und wiederholte zum Dertern: „Ach, meine arme Mutter! Meine arme Mutter, wenn die wüßte . . .“

Ich wartete, bis der junge Soldat ruhiger geworden war, und redete ihn dann mit Worten des Vorwurfs, aber zugleich der Ermahnung und des Rathes an, so wie nur ein Vater mit einem irrenden Sohn sprechen kann. Um aber nicht bloß ein leidiger Tröster für ihn zu sein, gab ich ihm ein Paquet mit 130 Franken, den Betrag der von ihm so leichtsinniger Weise verschleuderten Summe.

„Es ist dieß beinahe mein ganzes Besitztum,“ sagte ich zu ihm, „aber mit Gottes Gnade werdet Ihr von nun an ein anderer Mensch werden, fleißig arbeiten und mir einst, wenn Ihr es im Stande seid, diese Summe wieder zurückgeben, die eigentlich mehr den Armen als mir gehört.“

„Es wäre schwer, des jungen Soldaten Freude und Erstaunen zu beschreiben. Krampfhaft drückte er mir die Hand und sagte nach einer Pause:

„Mein Herr, in drei Monaten läuft meine militärische Dienstzeit ab. Ich verspreche Ihnen hiemit feierlich, daß ich unter Gottes Beistand von dieser Zeit an fleißig arbeiten und ein ordentlicher Mensch bleiben werde.“

Mit diesen Worten nahm er das Geld, verließ mich, und ich ertheilte ihm noch meinen Segen. Zum großen Aerger meiner Schwester, die mir oft vorwarf, daß ich mein Geld an einen unwürdigen Menschen verschwende, den wir nie mehr werden zu sehen bekommen, mußte ich nun freilich den folgenden Winter hindurch in leichtem, fadenscheinigem Rock und desgleichen Hosen zu bringen, auch bestand unsere Speise meistens nur aus Brod und Suppe, aber der Herr hat uns seine Kraft verliehen und wir haben's auch überstanden. Seither habe ich nichts mehr von ihm gehört.“

Unter der Zeit hatten die drei Männer die Wohnung des Pfarrers erreicht und waren in die kleine niedere Stube eingetreten.

„Von diesem Karl F.“ begann hier der Maire,

nachdem er sich gesetzt hatte, „ist vor zwei Tagen der Mairie zu Chateaubriand ein Paquet nebst einem Briefe mit der Bemerkung zugekommen, Weides sicher in Ihre Hände gelangen zu lassen. Da es mich nun das Si- cherste dünkte, wenn ich diesen Auftrag selbst über- nähme, so habe ich mich heute auf die Füße gemacht, um mich desselben bei Ihnen zu entledigen.“

Der Mann, der die kleine Kiste getragen hatte, stellte dieselbe auf den Tisch. Sie war außerordentlich schwer. Der Pfarrer erbrach den Brief, der von Fran- cisco in Kalifornien datirt war, und las:

„Ehrwürdiger Herr Pfarrer, edelster der Menschen!

„Giebei übersende ich Ihnen einen kleinen Beweis meiner ewigen Dankbarkeit zur Erinnerung an den 28. August 1848. Es sind die Erstlinge meines Fleisches im fremden Lande.

Karl F. . . .

ehemals Sergeant-Major im . . . ten Re- giment, jetzt Goldgräber in Kalifornien.“

Die Kiste wurde geöffnet; sie enthielt mehrere maf- sive Goldklumpen, im Werthe von 12 — 15,000 Franken.

„Nanette,“ sagte der Pfarrer bei diesem Anblick mit Freudenthränen in den Augen zu seiner Schwester: „beurtheile mir nimmermehr auf so harte Weise einen reuigen Sünder. Unser unglücklicher Gast hat sein Wort hundertfältig gelobt. Nun, Gottlob! Nächsten Winter soll es meiner armen Gemeinde weder an Nah- rung, noch an Medizin mehr fehlen, und Du, meine Schwester Nanette, wirst ein großes Quantum war- mer Stoffe kaufen, wovon sich die alten Männer und Frauen meines Kirchensprengels kleiden sollen.“

Der Köhler.

In uralten Zeiten saß auf dem goldenen Herzogs- stuhle zu Ulmüch ein Fürst, der kriegerischen Ruhm und das Geklirr der Waffen mehr als die Kunst des Friedens liebte. Furchtbar brauseten seine Leidenschaf- ten, schrecklich war er im Zorne. Vorzüglich empfand sein Gefolge die unheilvollen Wirkungen. Oft das geringste Versehen strafte er grausam, glücklich noch, wenn er im wüthenden Zühorne nur das Schwert in die Brust stieß. Da traf es sich eines Tages, daß Benno, sein Falkonier, ein tapferer Krieger und ein nicht minder trefflicher Jägermann, mit traurigem Antlitz vor ihn trat, und ihm den Tod eines schönen Königsfalken kündete, den der Herzog vor Kurzem mit schwerem Golde erkaufte hatte. Des Herzogs Zorn loderte hoch auf, er glaubte, die Nachlässigkeit habe

den Tod des geliebten Thieres verschuldet. Mit flam- menden Blicken befaß er, Benno in das Halsseil zu legen, doch dieser vergaß sich im Gefühle der Unschuld und der getränkten Ehre, und zog sein Schwert. Hier- über wüthend, rief der Herzog seinen Dienern zu, den kühnen Falkner (Falkenjäger) zu greifen und ihn, als des Hochverraths schuldig, dem Tode zu übergeben. Aber mit mächtigen Schwertstößen machte sich Benno Bahn und entfloh. Vergebens tobte der Herzog und sandte eine Schaar von Knechten aus mit dem Befehle, den Flüchtigen todt oder lebendig zurück zu bringen. Dieser hatte sich schon in die dichten Wälder gerettet, die damals in weiter Ausdehnung jene Hügel, wo jetzt die Ruinen von Helfenstein stehen, überdeckten, und sich tief in's Land hinein zogen. Hier erbaute er sich von gefällten Baumstämmen eine Hütte, und lebte von der Jagd. Um ganz unentdeckt zu bleiben, trieb er noch das Handwerk eines Köhlers, besuchte aber nur selten, der Lebensmittel wegen, die tiefer im Gebirg liegenden Dörfer. So vergiengen einjährig mehrere Jahre, bis einmal, als er eben mit Schwert, Bogen und Streitart ausgezogen war, um sich ein Wild zu fällen, mächtiger Hörnerklang sein Ohr traf, und der ganze Wald von dem Gebelle der Hirschen und dem Getöse einer großen Jagd wiederhallte. Die Klugheit rieth ihm, in seine Hütte zurück zu eilen und sich zu verbergen, doch unwiderstehlich fesselte ihn die Jagd- lust; die seinem Ohr einst so freudigen und gewöhnlichen Töne hemmten seine Schritte.

Hinter dem dicken Stamme einer Eiche verborgen, gewahrte er plötzlich einen prächtig geschmückten Reiter, der ein zerbrochenes Schwert in der Hand, beinahe schon athemlos, auf einem mächtigen Jagdroffe vorüber- sprengte. Dicht hinter demselben rasete in entseßlichen Sprüngen ein wüthender Ur (Auerock) daher, die Hörner zum Stoße gesenkt. Unrettbar schien der Reiter verloren; da ergriff Benno rasch seine gewaltige Streit- art und schleuderte sie mit besonnener Sicherheit auf den Nacken des Unthiers. Zum Lobe getroffen, stürzte der Ur, streckte in furchtbaren Zuckungen brüllend die Glieder, während ein Strom schwarzen Blutes der Todeswunde entquoll. — Dankend wandte der Reiter das Roß, und drückte die ruhige Hand seines Retters. Auf den ersten Blick erkannte Benno den Herzog, und auch dieser, als er dem Köhler tiefer in das schwarze Gesicht schaute, seinen entflohenen Fal- konier. Bitternd stand dieser vor seinem ehemaligen Gebieter, dessen Zorn ihn einst so schwer getroffen hatte; aber freundlich sprach der Herzog: Das wollte Gott nicht, daß ich dem Reiter meines Lebens fürde-

gines; folge mir
von meiner
Gedächtniß nicht
kaufte dem
tut des erlogene
er damit un
ig seinen Unw
Bnade gleich
Da schmit Wes
ste zusammen
wo er seinen
kriehl ihm m
Frag und
Bergend zum
Der Falk
Herzog nicht
Kriege und
Er nahm
des Hügel
borgern gele
denken, was
den Helfen
eines mächtig

Ar

Sei mir
das von
zohlrübe
Wachjamb
Es fehlen
vermichte
beutet, D
Nichtern
ändern laß
auf, von
wurden.

Der He
waren best
darauf auf
an scham
oft bis zu
dies der He
In einer
in dem beiz
ufen, best
par. Ge m
begann zu
er stieg die
seine Zimmer
benoher zu

zürne; folge mir an mein Hoflager und fordere kühn von meiner Dankbarkeit, ich werde dir selbst das Höchste nicht versagen.“ Verschiden neigte sich Venno, dankte dem Herzog und erbat sich zum Lohn bloß die Haut des erlegten Thieres und so viel Land zu Lehen, als er damit umziehen könne. Kaum konnte der Herzog seinen Unwillen bezähmen, daß der Falkner seine Gnade gleichsam verachte; doch gewährte er die Bitte. Da schnitt Venno die Haut in dünne Streifen, knüpfte sie zusammen und umzog damit den Fuß des Hügels, wo er seinem Fürsten das Leben gerettet hatte. Dieser befahl ihm niederzuknien, und ertheilte ihm den Ritterschlag und damit die ganze, den Hügel begrenzende Gegend zum Lehen.

Der Falkner nun zum Ritter geworden, folgte dem Herzog wieder an sein Hoflager, zog mit ihm in viele Kriege und erntete da reichlichen Ruhm und Beute. Er nahm Knechte in Sold und erbaute auf der Spitze des Hügels, wo er so lange als Köhler im Walde verborgen gelebt hatte, eine feste Burg, die er zum Andenken, daß ihm der Herr so wunderbar geholfen, den Helfenstein nannte. So ward er Inhaber eines mächtigen Hauses.

Der räthselhafte Dieb.

Seit einiger Zeit wurden in einem Hause zu Paris, das von vielen verschiedenen Familien bewohnt war, zahlreiche Diebstähle begangen, und trotz der größten Wachsamkeit konnte man nicht den Thäter entdecken. Es fehlten gerade immer bedeutende Gegenstände: bald vermißte man einen Ring, eine Brustnadel, einen Selbheutel, Ohrgehänge und dergleichen. Viele von den Miethern hatten die Schlösser an ihren Thüren verändern lassen; doch hörten darum die Diebstähle nicht auf, von denen es unbegreiflich blieb, wie sie verübt wurden.

Der Hausmeister und die verschiedenen Diensthoten waren beständig auf der Lauer; da wurden sie denn darauf aufmerksam, daß die Verraubungen gewöhnlich an schönen warmen Tagen geschahen, wo die Fenster oft bis spät in der Nacht geöffnet waren, und zeigten dies der Polizei an.

In einer Nacht ward der Doktor Guidon, welcher in dem besagten Hause wohnte, zu einem Patienten zu rufen, dessen Zustand plötzlich sehr bedenklich geworden war. Es mochte nach 4 Uhr Morgens sein, der Tag begann zu dämmern, als der Arzt wieder heimkehrte; er stieg die Treppe leise hinan und schloß behutsam seine Zimmerthür auf, um nicht den Schlaf der Mitbewohner zu stören. Eben so ohne Geräusch begab

er sich in sein Schlafgemach, wo indeß ein Geräusch seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. In demselben Moment gewahrte er in der Dämmerung, daß sich Etwas auf seinem Nachttische bewege. Der Doktor erfaßte ein geladenes Pistol, das er, seit das Geräusch von den Diebstählen wahrte, immer neben seinem Bett hängen hatte: ehe er aber Zeit hatte, den Hahn zu spannen, war Jemand durch das offene Fenster, das nach dem Hofe hinausgieng, entflohen.

Der Arzt sprang zum Fenster und schoß hinab. Ein Schrei ward vernommen: der Böhewicht mußte getroffen sein. Der Schuß hatte die Bewohner des Hauses geweckt, Alles erschien an den Fenstern.

Man sah nun den Verwundeten liegen, sah, wie er sich aufrichtete und die Treppe mit großer Leichtigkeit hinankam. Lichte wurden herbeigeschafft, man stieg ihm nach, Blutstropfen bezeichneten seine Spur. Man gelangte endlich zu einer im fünften Stockwerk gelegenen kleinen Wohnung, wo ein alter Bücherliebhaber wohnte, der sich die nothwendigsten Dinge versagte, um nur Bücher über Bücher aufzuhäufen; seine Kämmerchen waren vom Fußboden bis zur Decke damit angefüllt.

Man klopfte: Niemand öffnete; man drohte, die Thür einzuschlagen, da gab der Bibliomane nach. Das Erste, was man erblickte, war — ein Affe, welcher heftig blutend in einem Winkel lag; an seinem Halse gewahrte man die Uhr mit goldener Kette, welche der Doktor Guidon am Abend vorher auf seinen Nachttisch gelegt hatte.

Der alte Mann, untröstlich über den Unfall seines Lieblings, versicherte, daß er nicht wisse, was das Alles bedeuten solle. Man bemerkte ihm, daß er gleich Aufklärung erhalten würde. Es wurde Hausfuchung angestellt und hinter einem Haufen fast ganz bestaubter Bücher fand man fast alle Gegenstände, welche nach und nach entwendet worden waren.

Als der Hauseigentümer den Greis fragte, ob es ihm denn nie aufgefallen wäre, daß sein Affe Kleinodien mitgebracht habe, erwiderte er ganz naiv: „Doch, doch! einen schönen Ring habe ich ihn bringen sehen, ich glaubte aber, derselbe gehöre ihm.“

Man machte dem seltsamen Ignoranten begrifflich, daß er bald für die Untugenden seines Thieres werde aufkommen müssen.

Die scharfe Prüfung.

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I. war ein großer Feind von allem Müßiggang und

nichts war ihm ärgerlicher, als wenn er Personen unthätig auf der Straße stehen sah.

Bei einer Parade in Potsdam hatte sich der Hofmeister des Generals von Grumbkow auf dem Paradeplatz hingestellt, um die Evolutionen des Militärs mit anzusehen.

Kaum wurde ihn der König gewahr, so eilte er auf ihn zu, und fragte ihn, was steht er da und hat Maulaffen feil, pack er sich fort.

Der Hofmeister wollte eine Entschuldigung stammeln, der König aber, der darüber noch zorniger wurde, ließ ihn nicht zu Wort kommen, hob seinen Stock in die Höhe, gab ihm einige nicht sanfte Schläge und schrie dabei: Sicher er sich zum Teufel.

Der Geschlagene kehrte äußerst betrübt in das Haus seines Principals zurück. Es gieng zum Mittagessen und der Hofmeister noch eingedenk seiner Mißhandlungen, saß ganz tiefstünnig bei Tische und aß keinen Bissen.

Der General von Grumbkow fragte ihn endlich, was ihm fehle?

Er erzählte nun seinen Unfall und setzte hinzu: „Was mich am traurigsten macht, ist nur meine verlorne Hoffnung zu einer künftigen Versorgung auf eine gute Pfarrei. Ich schmeichelte mir immer, daß ich solche durch des Herrn Generals Vorwort bei dem Könige einmal sicher erhalten würde, da ich weiß, daß Sie bei dem Könige sehr in Gnaden stehen. Nun ist aber alle Hoffnung für mich verschwunden, da er gewiß sehr ungnädig auf mich ist.“

Geben Sie sich zufrieden, versetzte der General, ich denke, daß Ihnen dieser Vorfall nicht schaden soll, ich hoffe vielmehr, ihn zu Ihrem Vortheil zu benutzen. Der König ist sehr gutmüthig, und wenn ich ihm bei einer schicklichen Gelegenheit erzähle, wie er Ihnen zu viel gethan hat, so kann es eher zu Ihrem Vortheil als Nachtheil gereichen.

Der General von Grumbkow wartete lang auf einen Zeitpunkt mit dem König über die Sache zu sprechen, aber es vergieng wohl ein halbes Jahr, ehe sich dazu Gelegenheit fand.

Endlich fragte der König den General einmal, was seine Kinder machen, da er vernommen hatte, daß eines davon krank sei.

Es bessert sich schon, Euer Majestät, antwortete Grumbkow, und ich bin jetzt sehr glücklich, daß ich einen recht guten Hofmeister habe. Der arme Mensch ist nur seit einiger Zeit ganz melancholisch geworden, weil er glaubt bei Euer Majestät in Ungnade gefallen

zu sein, er rechnete sonst darauf, daß er noch einmal eine gute Pfarrei erhalten würde.

Der Thor, ich kenne ihn ja gar nicht.

O, Euer Majestät kennen ihn recht gut. Sie haben ihn einmal recht verb durchgeprügelt.

Ich? daß ich nicht wüßte?

Nun erzählte Grumbkow dem Könige die Scene auf der Parade. Der Monarch lachte und sagte: Nun, er soll eine gute Pfarre haben, aber ich vergesse das wieder, er muß sich selbst darum bekümmern, und wenn eine vacant wird, die ihm convenirt, so erinnere Er mich daran, Grumbkow.

Der General brachte dem Hofmeister diese angenehme Nachricht. Es währte auch nicht lange, so wurde eine sehr einträgliche Pfarrei erledigt. Der Hofmeister setzte sogleich eine Bittschrift darum auf, und gab sie seinem Principal, der dann nicht unterließ, sie dem Könige einzuhändigen und ihn an sein gegebenes Wort zu erinnern.

Der König ließ sogleich einen seiner Cabinetschreiber rufen, und sandte die Eingabe des Supplicanten mittelst einer Cabinetsordre an das Oberconsistorium mit dem Befehl, dem Hofmeister die erledigte Pfarrei zu erteilen.

Als das Oberconsistorium die Ordre erhielt, berichtete solches sogleich wieder an den König: „Es sei gar nicht gemeint, Sr. K. Majestät Befehle nicht zu gehoramen, da es aber eine gesetzliche Vorschrift sei, daß jeder Candidat der Gottesgelahrtheit, bevor er zu einer Pfarrei vocirt werde, zuerst ein Examen bestehen müsse, so schmeichle es sich, daß Seine K. Majestät es bei dieser Einrichtung lassen und erlauben würden, daß der Candidat erst geprüft werde, um gewiß zu sein, ob er sich auch völlig qualificeire.“

Der König schrieb an den Rand des Berichts: Ist bei diesem nicht nöthig, ich hab' ihn schon selbst examinirt.

So gieng der Bericht zurück und der Hofmeister erhielt die Pfarrei.

Der wahrheitsliebende Ga- leerenflave.

Liebe zur Wahrheit ist durchweg schön und edel, besonders aber ist dieß der Fall, wenn man selbst auch begangene Fehler offenherzig eingesteht. Schon der heidnische Schriftsteller Xenophon schreibt in dieser Beziehung: „Diejenigen, die sich vergangen haben, erhalten nicht leicht Vergebung, wenn sie bei der Untersuchung als Lügner befunden werden. Sinegenen ver-

zeigt man denen weit eher, die offenherzig ihre Fehler gestehen, wenn sie zur Verantwortung gezogen werden. Denn man hofft mit Recht, daß sie sich künftig vor ähnlichen Fehlern hüten werden. Wer aber seine Fehler abzuläugnen gewohnt ist, der kann der größte Böfewicht werden, weil er, in der Hoffnung, seine schlechten Handlungen verbergen, oder wenn sie entdeckt werden, sie abläugnen zu können, sich Alles erlaubt."

Ein Prinz gieng einmal auf ein Galeerenschiff, um die Gefangenen zu sehen, die auf demselben, wegen ihrer Verbrechen, an Ketten geschmiedet arbeiteten. Es jammerte ihn, als er so viele Menschen erblickte, die nur halb mit elenden Lumpen gekleidet waren und Tag und Nacht das schwere Ruder führen mußten. Er nahm sich also vor, wenigstens Einem davon die Freiheit zu schenken. Vorher wollte er aber untersuchen, welcher unter ihnen diese Wohlthat am Meisten verdiene. Deswegen fragte er einen nach dem Andern, warum er hier wäre? Da gieng nun das Lamentiren und Klagen an. Jeder sagte, er wäre ein ehrlicher, unschuldiger Mensch; böse Leute hätten ihn bei der Obrigkeit verleumdete, und so wäre er auf eine ungerechte Art hierher gebracht worden. Jeder bat, der Prinz möchte sich doch seiner erbarmen und ihm die Freiheit schenken. Endlich kam der Prinz auch zu einem zerlumpten jungen Menschen und fragte ihn: „Was hast denn du gethan, daß man dich hierher gebracht hat?“ — „Gnädigster Herr,“ antwortete er, „ich bin ein abscheulich gottloser Mensch. Ich habe meinem Vater und meiner Mutter nicht gehorchen wollen, bin ihnen davon gelaufen, habe ein liederliches Leben geführt, habe gestohlen und die Leute betrogen; ja ich müßte ein Paar Stunden Zeit haben, wenn ich alle die bösen Streiche erzählen wollte, die ich mein Leben lang begangen habe. Gern will ich meine Strafe leiden, denn ich weiß, daß ich sie verdient habe.“ Der Prinz wußte wohl, daß sie Alle ihre Strafe verdient hatten. Aber von diesem Letztern hatte er die beste Hoffnung, daß er sich bessern würde, weil er sein Verbrechen so offen bekannte. Deswegen sagte er lächelnd: „Wie kommt denn ein so abscheulicher Mensch unter diese ehrlichen Leute? Geschwind nehm ihm die Ketten ab und jaget ihn fort, damit er nicht etwa diese ehrlichen Leute auch verführe!“ Sogleich wurde er von seinen Banden erlöst und in Freiheit gesetzt; die Andern aber, die sich für unschuldig gehalten hatten, mußten auf der Galeere bleiben.

Die große Hitze.



Ne Gebatter, was soll daraus werden, wo werden wir Dachsen herkriegten, wenn die Dörre und der Futtermangel so fortdauert?

Ie nu, Gebatter, so lange wir beide leben, soll es an Dachsen nicht fehlen.

Ein reicher Edelmann, der aber wegen seiner großen Strenge gegen seine Unterassen nicht eben sehr beliebt war, zerbrach beim Durchfahren durch eines seiner Gerichtsdörfer etwas am Wagen. Der Schaden wurde, so gut sich's in der Eile thun ließ, durch herbeigebrachte Stricke reparirt, und der Edelmann, indem er sich für die geleistete Hilfe bedankte, wollte den Bauern wenigstens die verwendeten Stricke bezahlen; der Schultheiß lehnte jedoch die Vergütung mit den Worten ab: „Ach lassen Sie's gut sein, gnädiger Herr, Sie haben mehr als Einen Strick um uns verdient.“

Das Loch in der Natur.

Einem hebräischen Rekruten kommandirte der Unterofficier: „Isaak, lade er sein Gewehr!“ Darauf erwiederte dieser: „Herr Unterofficier, lassen wir's doch sein.“ — Unterofficier: „Er soll aber schießen.“ — Isaak: „Für was schießen? Ist ja doch kein Feind“

da!,, — Unterofficier: „Er schießt in die Luft.“ — Darauf der Rekrut: „Für was soll ich schießen ein Loch in die Natur? Hat sie mir doch nichts gethan!“

Physikalischer Rechtsgrund.

Ein in mehrere Prozesse verwickelter Mann erhielt

von zwei verschiedenen Gerichten auf einen und denselben Tag Vorladung. Er folgte daher keiner von Beiden, indem er sich damit entschuldigte, daß ein Körper, der von zwei gleichen Kräften nach entgegengesetzten Seiten angezogen werde, nach einer bekannten mathematischen Wahrheit, auf dem Punkt bleiben müsse, wo er sich eben befände.

Schuster bleib bei deinem Leist.

In einer Gemeinde des badischen Schwarzwaldes lebt ein Schusterlein, das nebst seinem Pechhandwerk auch nebenbei die Landwirtschaft betreibt. In diesem letztern Zweige nun hat M. (der Name thut auch hier nichts zur Sache) eine eigene Probe seines außerordentlichen Talents und tiefen Denkens abgelegt.

Wie bekannt, wird nach dem Pflügen des Bodens der ausgesäete Saamen mittelst der Egge unter die Erde gebracht. Um nun bei diesem sog. Unterreggen möglichst sparsam zu verfahren und dennoch einer gesegneten Ernte entgegensehen zu können, fand er folgendes Auskunftsmitel: Er schaffte nämlich seine Egge

auf den fern gelegenen Acker, band ein Strick an dieselbe und sagte zu seinem Weib: jetzt hoch di ob'n d'ruf, und denn wemmer schaua, wie's goht. Nachdem seine geliebte Margreth, die mit dem genialen Plane ihres Mannes einverstanden war, sich auf der Egge festgesetzt, ergriff er den Strick, steckte seine Schmurra-Tabackspfeife ins Maul und zog nun aus Leibeskräften die vielbenagelte den Acker auf und ab. Ob nun aber der Erfolg seinen großen Hoffnungen entsprach, hat der Wanderer noch nicht erfahren; jedenfalls wird er nicht so glänzend gewesen sein.



Ein alter Hecht.

Bei den Ruinen des Schlosses Kaiserslautern, das Kaiser Friederich der Rothbart im 12. Jahrhundert erbaute, lag ein großer Teich, aus dem man jetzt Wiesen gemacht hat. In diesem Teich setzte Kaiser Friederich II. im Jahre 1230 einen Hecht, dem ein goldener Ring angelegt war mit der Inschrift: „Ich bin der erste von den Fischen, welche den 5. Oktober 1230 durch Kaiser Friederich's II. Hand in diesen Teich gesetzt worden.“ Im Jahre 1497 wurde dieser Hecht von dem Kurfürsten Philipp von der Pfalz gefangen

und auf dessen Tafel gebracht. Er soll 19 Fuß lang und 350 Pfund schwer gewesen sein. Der Hecht war 267 Jahre alt; also wohl der älteste unter den Hechten und wohl der größte und schwerste alter und neuer Zeit.

Die Niesenwurst.

Zu Neujahr 1601 trugen die Fleischer zu Königsberg eine tausend und fünf Ellen lange Wurst nach dem Schlosse und verehrten davon dem Fürsten Hundert und dreißig Ellen, weil sie binnen achtzehn Jahren

keine gemacht hatten. Sie zogen mit Trommeln und Pfeifen aus, voran gieng ein Führer mit einem Spieße. Diesem folgten hundert und drei Fleischhauerknechte, welche die Wurst trugen. Diese wog achthundert fünf und achtzig Pfund und war kein anderes Fleisch dazu genommen worden, als von einundachtzig Schweinskeulen. Von fünfundvierzig Schweinen waren die Därme erforderlich gewesen und anderthalb Tonnen Salz nebst einundachtzig Pfund Pfeffer gebraucht worden. Es arbeiteten daran drei Meister und siebenundachtzig Gesellen, welche während der Arbeit vierzig Tonnen Bier tranken, obgleich die Arbeit nur anderthalb Tage dauerte. Die Wurst kostete in Summa vierhundert- und zwölft Thalern, zwölf Groschen und drei Pfennige.

Nichtig abgegeben.



Professor. Hast du den Brief an Dr. Brustfleck richtig abgegeben?

Bedienter. Nichtig abgegeben, mein Herr Professor: Aber der Herr Dr. Brustfleck wohnen nicht auf dem Felsplatz, sondern auf dem Moritzdamm, auch nicht in Nr. 777, sondern in Nr. 908, auch nicht im 4. Stocke, sondern im Keller, sind auch nicht Doktor, sondern eine Waschfrau, heißen auch nicht Brustfleck, sondern Purzpickler.

Die Fähigkeiten der Thiere.

Im dem Städtchen Gernrode, im herzoglich Anhaltischen Antheile des Unterharzes, lebte vor etwa 30 Jahren der Beamte W. Einer in dessen Hause gehaltenen Kage war das Recht zugelassen, ihren gewöhnlichen Aufenthalt im Wohnzimmer zu nehmen. Die Gesellschaft wurde einst durch ein eingefangenes Rothkehlchen vermehrt, welches nach Art dieser Thierchen bald heimisch ward, und von der Kage nicht allein nicht beunruhigt, sondern mit derselben so vertraut wurde, daß beide oft ihre Mahlzeit von einem Gefäße zugleich einnahmen. — Im folgenden Frühjahr entflieht aber das Rothkehlchen, ein offenes Fenster benützend, zum Bedauern der ganzen Familie, welcher das Thierchen lieb geworden war; aber nach drei Tagen kommt die Kage aus dem unmittelbar hinter dem Hause liegenden Garten, den Ausreißer säuberlich, aber fest genug im Mause tragend, um dessen mit Geschrei verbundenes Sträuben fruchtlos zu machen, eilt zur Wohnstube und, hier angelangt, läßt sie den Flüchtling los. —

Mittel wider die Fliegen.

Als ein solches wird mehrfach das Vorbeeröl empfohlen, ein aus den Früchten des Vorbeerbaumes bereitetes ätherisch-fettes Öl von butterartiger Consistenz, dessen Geruch für Menschen weder unangenehm noch nachtheilig, den Fliegen jedoch unerträglich ist, so daß sie demselben entfliehen. Man soll davon 3 Unzen mit etwas Bergamottöl in einem Zimmer oder Stalle aufstellen, um die Fliegen los zu werden. Schon seit langer Zeit schützen die Fleischer in Gent ihre Gewölbe dadurch vor Fliegen, daß sie Thür- und Fenstergewände derselben mit diesem Öl bestreichen.

Viele und große Eier zu erhalten.

Die Hühner der nassauischen Bauernweiber legen im Sommer und Winter Eier, welche acht bis zehn Loth wiegen und meistens doppelte Dotter haben. Um solche Eier zu bekommen, darf man nur alle in den Wäldern wachsenden großen Schwämme, (die giftigen natürlich nicht) sammeln, trocknen und zu Pulver stoßen; auch die Schalen der Leinnoten in Wasser zerkleinern, Roggen- oder Waizenkleie dazu rühren, dann das Schwammpulver, anderthalb Mal so viel, als das Gewicht der Leinhülsen beträgt und eben so viel gestoßene Eicheln dazu thun. Alles dieses wird zu einem Teige geknetet, und von diesem den Hühnern täglich etwas in Stücken von der Größe der Erbsen

oder Bohnen vorgeworfen. Mühe und Kosten werden durch die großen schönen Eier wieder bezahlt.

Als ein Mittel gegen das Schwitzen der Füße

ist im „Allgem. Anz. d. D.“ empfohlen, die Fußspitzen der Strümpfe mit gewöhnlicher Seife einzureiben und so anzuziehen. Gleich den ersten Tag — bemerkt der Einsender — verminderte sich der Schweiß und die Schmerzen, und seit dieser Zeit schwitzten die Füße nur noch mäßig; doch wiederhole ich das Einreiben mit Seife wöchentlich zwei Mal. Auch das Waschen der Füße versäume ich nie. Alle Leidenden, welchen ich dieses einfache Mittel angerathen habe, sind von diesem Uebel gleich mir befreit worden.

Die Ratten an einem Tage zu vertreiben.

Streut man in einem Gebäude „Hundzunge“, ein auf Wiesen und Grabrändern wachsendes Kraut umher, so werden die Ratten dasselbe sofort verlassen, und, so lange das Kraut liegen bleibt, nicht wieder zurückkehren. Dasselbe muß im Anfange des Sommers gesammelt und die Stengel beim Gebrauche zerquetscht werden.

Englisches Mittel zur Vertreibung von Raupen und Schnecken.

In einem eisernen Topf pulverisire man 1 Pfund ungelöschten Kalk, 1 Pfund Schwefel, menge und zerrühre beides schnell und gieße dann 6 Pfund kochendes Wasser darüber. Jeden damit besuchten Platz verlassen die Schnecken augenblicklich und von jedem damit bestrichenen Baum fallen alle Raupen schnell ab.

Gartenzucht.

Die Stachelbeerstauden werden besonders im Frühjahr von einer Gattung kleiner, grüner, schwarzgetupfter Raupen heimgesucht, welche die jungen Blättchen und Blüthen abfressen, und dadurch die Pflanze ruiniren.

Sicheres, zuverlässiges und unschädliches Mittel gegen dieses lästige Ungeziefer ist gewöhnliche Hausseife, welche man durch Kochen im Wasser auflöst, unter kaltes Wasser gut mischt, und damit die Stauden wohl begießt, oder besser von unten bespritzt, da die Raupen meistens auf den untern Blattseiten sitzen. — Nach einigemal wiederholter Anwendung dieses einfachen und billigen Mittels fallen und sterben die Raupen ab, und thun dem Ertrag der köstlichen Frucht weiters keinen Schaden.

Das Körbelkraut, ein Mittel gegen schädliche Insekten.

Das Körbel- oder Kerbelkraut (*Chaerophyllum sativum*), welches in der Kochkunst zu Suppen verwendet wird, ist ein wahres Gift für die Ameisen, denen sie nicht widerstehen können. Ein Beispiel möge dies belegen.

In einem Gartenhause hatten sich die Ameisen so eingenistet, daß man es nicht betreten konnte, ohne von ihnen angelaufen zu werden, und es konnte solches daher auch nicht für eine Stunde zum angenehmen Aufenthalt dienen. Mancherlei hatte man schon vergebens gebraucht, bis man endlich den Rath erhielt, Körbelkraut dagegen anzuwenden. Dieß geschah, und es war von guter Wirkung. Da die Ameisen von Außen her in dieses Gartenhaus kamen, so säete man Körbelsamen in mit Gartenerde gefüllte Kästen, welche genau so breit als die Fenster waren. Dieser Samen gieng auf, und nun war es auch mit den Ameisen ein Ende. Jeden Tag fand man Tausende von ihnen zwischen dem Körbelkraut todt liegen, und das Gartenhaus durch dieses Mittel bei fortgesetzter Anwendung gänzlich von diesen lästigen Gästen befreit.

Wenn Kartoffeln in Wasser gekocht werden, und man wendet das abgelassene Wasser, nachdem es erkaltet ist, zum Begießen im Garten an, so ist es eine vielfältige Erfahrung, daß hiebyrch Würmer und Insektenlarven, welche sich häufig im Gartenland aufhalten und die Wurzeln der Gemüse- oder Blumenspflanzen beschädigen, so wie die grünen Raupen auf den verschiedenen Sorten des Kohls, der Kohlrabi u. c. getödtet werden, wenn man sie vermittelst eines Vorsatzes u. c. mit diesem kalt gewordenen Kartoffelwasser besprengt. Ob nun dasselbe ebenfalls gegen die Ameisen hilft, ist zwar noch nicht versucht worden, doch dürfte es nicht ohne Nutzen sein. Eben so möchte für solche Stellen, wo es Ameisen gibt, das oben vorgeschlagene Mittel aber wegen der Dürlichkeit nicht angewendet werden kann, eine starke Abkochung von Körbelkraut als Sprengwasser anzurathen sein.

Auflösung der Räthsel.

1. Daß es im Halse nicht stecken bleibt.
2. Die Glockenseife.
3. Der Esel in der Arche Noah.
4. Weil sie von einer Rippe Adams herkommen.
5. Daß D, denn es hält Roß und Wagen auf.
6. Wenn man keine großen hat.
7. Welcher die kürzeste Nacht hat.

Mehrere besonders heiße Sommer.

Im Jahre 763 war die Wärme so groß, daß die Quellen vertrockneten, und i. J. 860 so stark, daß in der Gegend bei Worms die Schnitter bei ihrer Arbeit auf dem Felde umkamen. Im J. 993 und 994 war der Sommer so heiß, daß das Getreide und die Früchte fast ganz versengten. Im J. 1000 herrschte in Deutschland eine solche Hitze und Trockenheit, daß das Wasser in den Teichen eintrocknete, und die auf dem Trocknen zurückgebliebenen Fische, in Häufeln übergehend, eine Pest veranlaßten. Im J. 1022 kamen viele Menschen und Thiere vor Hitze ums Leben, und im Jahr 1130 spaltete sich die Erde vor Trockenheit an mehreren Orten; Quellen und Flüsse verschwanden, und sogar der Rhein vertrocknete im Elsaß. Auch das Jahr 1171 war in Deutschland außerordentlich heiß. Im J. 1232 soll besonders in Deutschland die Hitze so außerordentlich gewesen sein, daß die Eier im Sande kochten. Im J. 1260 kamen in der Schlacht von Bela, welche gerade in die heißesten Tage fiel, mehrere ungarische Soldaten vor Hitze um. In den außerordentlich heißen Jahren 1276 und 1277 war die Trockenheit so groß, daß es fast überall an Futter für das Vieh gebrach, und ebenso war auch während der Jahre 1293, 1294, 1303 und 1304 die Wärme außerordentlich. Der Rhein und die Donau trockneten aus. Im J. 1333 versengte das Getreide auf dem Felde und die Weinstöcke. Auch die Sommer von 1393 und 1394 waren außerordentlich dürr. Während der Jahre 1473 und 1474 schien die ganze Erde im Innern ein einziger Feuerbrand zu sein. In Ungarn sogar konnte man an vielen Orten die Donau durchwaten. Auch in den vier auf einander folgenden Jahren von 1538 bis zu 1541 vertrockneten mehrere Flüsse. Im J. 1556 verschwanden wieder viele Quellen. In England stiegen die Getreidepreise von 8 Schilling bis zu 53 Schilling für das Viertel. Das Jahr 1652 war außerordentlich heiß. In Schottland weiß man sich keiner größeren Trockenheit zu erinnern; auch der Sommer von 1679 war sehr heiß, desgleichen die Anfangsjahre des 18. Jahrhunderts. Im Jahre 1718 herrschte durch ganz Europa eine furchtbare Hitze, in Paris war sie so groß, daß man alle Theater schloß. Während neun ganzer Monate fiel nur einmal Regen; Quellen und Ströme verfestigten; das Getreide und die Futterkräuter verbrannten auf dem Stengel; an einigen Orten blühten die Obstbäume zwei-

und dreimal. Die Sommer von 1723, 1724, 1745, 1748, 1760, 1761, 1763, 1774, 1778 u. 1779 waren gleichfalls sehr heiß. Neuerer Zeit waren die heißen Sommer weit seltener. Eines der heißesten war auch das Jahr 1811, gleich berühmt durch seinen Wein, wie durch seinen schönen Kometen; und eben so auch in der neuesten Zeit das Jahr 1834.

Von dem Kalender.

Jedermann hat heut zu Tage seinen Kalender, und fast jede Stadt, die eine Buchdruckerei besitzt, erhält von dieser ihren eignen Kalender. Wie ein Jahr zu Ende geht, lieft man die Kalender für das folgende in den Zeitungen angezeigt, und sieht sie bei allen Buchhändlern und Buchbindern zum Verkauf ausgestellt. Da kann man einen kaufen um wenige Bagen, und denkt dabei nicht an die liebe Noth, welche unsere Vorfahren mit dem Kalender hatten, an die große Verwirrung, die in der Zeiteintheilung entstand, damals als es noch keine Kalender gab, und an die Mühe, die es kostete, bis man so ein Büchlein zu Stande brachte. Wir wollen unsern Lesern in Kürze sagen, woher uns die Kalender kommen, und wie sich ihre Einrichtung im Laufe der Zeiten gemacht hat.

Der Mensch hat die Eintheilung der Zeit von der Natur gelernt, die Sonne geht auf und unter, der Mond wechselt viermal seine Gestalt, die Jahreszeiten folgen regelmäßig auf einander. Da haben wir die Tage, die Wochen, die Monden oder Monate, das Jahr. Tausende von Jahren mögen verstrichen sein, ohne daß die Menschen einen andern Kalender hatten, als Sonne und Mond. Lange Zeit waren es überall die Priester allein, welche die Kunst verstanden, die Einrichtung des Jahres voraus zu berechnen, und verkündeten es alsdann dem Volke. So hatten die alten Aegypter, so die Griechen ihre Zeiteintheilung. Nach der Erbauung Roms wurde am Ende eines jeden Jahres in der Mauer des Tempels der Göttin Minerva ein Nagel eingeschlagen, und die Zahl dieser Nägel zeigte die Jahre seit Erbauung der Stadt. Am ersten Tage eines Monats riefen die Unterpriester aus: heute fängt der Monat an; diese ersten Tage nannte man Kalendä, d. h. die auszurufenden Tage, und daher kommt das Wort: Kalender. — Man mußte aber damals den Lauf der Gestirne noch nicht so gut zu berechnen als jetzt, und es gab große Verwirrung im Kalender. Das römische Jahr stimmte nicht überein mit dem Sonnenjahr, d. h. mit der Zeit, welche

die Erde auf ihrer Bahn um die Sonne braucht. So kam es, daß 50 Jahre vor Christus der Kalender um 79 Tage gegen das Sonnenjahr zurück war, die Monate fielen nicht mehr in die Jahreszeiten, in welche sie gehörten.

Der große römische Feldherr und Staatsmann Julius Cäsar half diesem Uebelstand ab. Er berief einen ägyptischen Mathematiker, Sossigenes, nach Rom, und ließ nach dessen Berechnungen die Einteilungen der Zeit verbessern. Das Jahr 45 vor Christus war das erste der verbesserten, julianischen Kalender. Dasselbe bekam 80 Schalttage, also im Ganzen 445 Tage; das Neujahr, vorher am 1. März, wurde auf den 1. Januar verlegt; die Monate erhielten die Anzahl von Tagen, die sie jetzt noch haben; jedes vierte Jahr wurde ein Schaltjahr von 366 Tagen. Im ganzen römischen Reiche wurde der julianische Kalender eingeführt, und erhielt sich auch nach dessen Zerstörung.

Obgleich viel besser, als der frühere Kalender, war der Julianische doch nicht ganz genau. Das Sonnenjahr hat nämlich 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten, 51 Sekunden. Cäsar rechnete aber 365 Tage 6 Stunden, da er alle 4 Jahre einen Tag oder 24 Stunden einschaltete. Dies ist also etwas zu viel und der Unterschied würde gegen das Jahr 1580 nach Christus schon 13 Tage betragen haben, wenn nicht der römische Kaiser Augustus eine Anordnung getroffen hätte, wodurch 3 Tage eingebracht, also der Unterschied auf 10 Tage herabgesetzt wurde.

Papst Gregor XIII. verbesserte den Fehler. Er ließ im Jahre 1582 zehn Tage weg und verordnete: daß zwar, wie bisher, jedes vierte Jahr ein Schaltjahr sein solle, dagegen das letzte Jahr eines Jahrhunderts nur ein gemeines Jahr von 365 Tagen; weil aber dadurch etwas zu viel weggelassen wird, so solle alle vierhundert Jahre das Schlußjahr wieder ein Schaltjahr sein. So waren die Jahre 1600, 1700, 1800 gemeine Jahre; 1900 wird ein Schaltjahr sein. Wer es erlebt, kann sich davon überzeugen. Der vom Papst Gregor verbesserte Kalender heißt der gregorianische, und ist der nämliche, den wir noch haben. Er fand in den meisten christlichen Ländern Eingang; die Engländer wehrten sich dagegen, weil er von einem Papst kam, bis 1752; in der griechischen Kirche wurde er bis heute noch nicht angenommen, und die Russen und Griechen rechnen nach dem alten, julianischen Kalender. Ihr Neujahr fällt daher auf unsern 13. Januar.

Im Mittelalter war der Volkskalender sehr einfach. Er bestand aus einem Strick, in welchen jeden Tag ein Knoten gemacht wurde und am Sonntag ein doppelter; oder aus einem Stock, der jeden Tag einen Einschnitt bekam, am Sonntag einen größeren. Die Sonn- und Feiertage wurden den Bauern außerdem durch das Läuten zur Kirche und durch Verkündigung von der Kanzel angezeigt. Die Verfertigung der geschriebenen Kalender war ausschließlich das Geschäft der Geistlichen in den Klöstern, die sie in ihre Gebetbücher einschrrieben, wobei natürlich die Bestimmungen der Kirchenseite und Tage der Heiligen die Hauptsache war. Die Knaben mußten sie in den Schulen auswendig lernen. Gewöhnlich wurden diese Kalender für mehrere Jahre im voraus eingerichtet. So waren auch die ersten gedruckten Kalender. Der älteste, den man kennt, ist 1471 von Günther Zainer zu Augsburg verfaßt. Der älteste einjährige Kalender erschien 1513 zu Nürnberg.

Ueberraschender Glückswechsel.

Von Amurat, dem zweiten muhamedanischen Fürsten Persiens, wird Folgendes erzählt. Er war in einer Schlacht in die Hände der Feinde gefallen, und saß als Gefangener auf dem flachen Boden, während ein Soldat für ihn ein köstliches Mittagmahl bereitete, indem derselbe etwas Fleisch in einem kleinen Topf kochte. Ein hungriger Hund schlich herbei, steckte den Kopf in das Gefäß, und da er den Inhalt nicht erfassen konnte, rann er mit dem Topf und Fleisch davon. Der unglückliche Monarch brach in ein helles Gelächter aus. „Was auf Erden kann einen Mann in Curer Lage noch zum Lachen bewegen?“ sagte einer von der Wache. „Seht,“ versetzte der Fürst, „diesen Morgen noch beklagte sich der Vorsteher meines Hauses, daß 300 Kamele nicht hinreichend wären, um mein Kochgeräthe fortzuschaffen, und nun läuft dieser Hund sammt Geräthe, Vorrath und Allem davon!“

Ungarische Redeweise.

Ein Ungar, der sich bei einem Schneider einen neuen Rock bestellte und die Knöpfe nicht so eng an einander gesetzt haben wollte, konnte sich nicht anders ausdrücken, als er sagte: „Machen Sie mich Knopp, Knopp, Knopp, sondern Knopp wart ä Bissel, Knopp wart ä Bissel.“